

DIE FACKEL

Nr. 264—65

18. NOVEMBER 1908

X. JAHR

Politik.

Mein Verhältnis zur Politik drückt sich etwa in dem teilnahmsvollen Dialog aus, den ich neulich führte: »Und wer soll denn Handelsminister werden?« »Der »jetzige bleibt«. »Ah, und wer ist denn der jetzige?« ... Ebenso angelegentlich bin ich für die auswärtige Politik interessiert. Wenn ich gar für die Spannungen eines Kriminalromanes zu haben wäre, dann übten die Gestalten der Diplomatie einen noch größeren Reiz auf mich, als sie ohnedies tun: ich könnte mich nicht satt sehen an dem Schauspiel, wie die Staaten von einer internationalen Verbrecherbande steckbrieflich verfolgt werden. Wenn ich sage, daß mich die Politik nicht interessiert, so mögen es mir die glauben, die durch die Politik um ihren Verstand gekommen sind. In Wahrheit ist mir die Politik zwar nicht Beruf, aber gerade deshalb Problem. Was mich an der Politik immer wieder anzieht und beschäftigt, ist die Tatsache, daß es Politik gibt. Ich halte sie für eine mindestens ebenso vortreffliche Manier, mit dem Ernst des Lebens fertig zu werden, wie das Tarockspiel, und da es Menschen gibt, die vom Tarockspiel leben, so ist der Berufspolitiker eine durchaus plausible Erscheinung. Umso mehr, als er immer nur auf Kosten jener gewinnt, die nicht mitspielen. Aber es ist in Ordnung, daß der Kiebitz zahlen muß, wenn das geduldige Zuschauen seinen Daseinsinhalt bildet. Gäbe es keine Politik, so hätte der Bürger bloß sein Innenleben, also nichts, was ihn erfüllen könnte. Spannungen kann ihm nur der Rohstoff des Lebens bieten. Die Kunst läßt ihn darin im Stich, aber Politik und Verbrechen sind Rohstoff. Je größer die Handlung, desto geringer die geistige Anstrengung, die Handlung zu erfassen. Und je größer das politische Ereignis ist, umso auffälliger tritt die geistige Armut hervor, die sich mit ihm beschäftigt. Politik ist Bühnenwirkung. Wenn Shakespeare über die Szene ging, hat noch jedem Publikum der Waffenlärm die Gedanken übertönt. Die Größe Bismarcks, der den politischen Stoff schöpferisch gestaltet — und warum sollte einem Künstler nicht ein Abenteuer im Kehricht zur Schöpfung erwachsen? —, wird mit dem Maß der theatralischen Handlung, des Effekts der Auftritte und Abgänge gemessen. Und wenn wir Deutschen Gott und sonst nichts in der Welt fürchten, so respektieren wir selbst ihn nicht um seiner Persönlichkeit willen, sondern wegen des Geräusches seiner Donner. Rhythmus ist alles, nichts die Bedeutung. Als die Hinterbliebenen in Friedrichsruh einem ungebetenen Gast den Sargdeckel vor der Nase zuschlugen, war Größe in dem Vorgang, aber das zuschauende Volk spürte sie nicht, denn es hatte nur mehr Auge und Ohr für Gebärde und Tonfall des Mannes, der im Rohstoff der Politik lebt wie keiner vor ihm. Gibt er nicht restlos alles dem Volke? Hand aufs Herz, was ist dem

Volke lieber: »Der Müller und sein Kind ¹« oder »Wenn wir Toten erwachen ²«? Wer außer den Politikern beklagt denn die Dummheiten in der Politik? Sind die Gescheitheiten in der Politik gescheiter? Bietet das Schweigen mehr Spannung als das Reden? Ein Interview, heißt es, und sechs Millionen hätten beinahe in den Krieg ziehen müssen! Aber sind die Gründe, aus denen sie es sonst tun müssen, einleuchtender? Ist das Mißverhältnis geringer? Nicht, daß diese Folge eines Interviews eintritt, sondern daß es Folgen geben kann, ist erheblich. Daß es Politik gibt, ist erheblich. Daß sich die erwachsene Menschheit keinen besseren Zeitvertreib weiß, als auf der Lauer ihrer Spannungen zu liegen. Das Mißverhältnis zwischen Ursache und Wirkung ist der ganze Inhalt des politischen Sports. Darum ist es töricht, vom politischen Standpunkt die Ursache anzuklagen. Je größer die Gefahr, desto reicher die Befriedigung des politischen Interesses, und je größer das Ereignis, desto greller erhellt es die geistige Leere, aus der es geboren ist. Ob ein Kaiser mehr oder weniger spricht, das ist das Um und Auf unserer Lebenssorgen. Dies, und nur dies, ist mein politisches Thema. Denn wenn wir einen Monat lang von nichts anderem sprechen, so fehlen wir mehr gegen die Kultur, als ein Gespräch gegen die Politik gefehlt hat. Ich sehe ein, daß es kein Privatvergnügen ist, sondern politische Folgen hat, aber eben daran ist die Politik schuld, die man zum Schweigen bringen muß, um die Gespräche eines Kaisers ungefährlich zu machen. Politik zu treiben, wenn ein Erlebensdrang ihren Stoff nicht zum Kunstwerk formt, ist das traurigste Geschäft dieser Welt. Aber eher könnte noch Wilhelm II. eine persönliche Beziehung zu seinen Irrtümern haben als Herr Harden zu seinen Wahrheiten. Es ist die schlimmste Möglichkeit der Politik, daß ein politischer Fehler einem geschlossenen publizistischen Ansehen aufhilft, und die größte Gefahr der Reden Wilhelms II. sind die Erfolge des Herrn Harden. Das Interview des Kaisers war von Übel; aber ist es nicht weit bedenklicher, daß die deutsche Nation plötzlich erfährt es handle sich gar nicht um das Interview, sondern um »die Interview«? Wenn England, Frankreich, Rußland, Italien und Österreich sich zum Krieg gegen Deutschland verbänden, es wäre gewiß eine bedauerliche Folge des politischen Unfugs. Aber wäre es nicht entsetzlicher, wenn wir dann lesen müßten, daß der King, Mariannens Vormund, der Reußenherrscher, Umbertos Sproß und der austrische Greis sich zur Fehde gegen den das deutsche Reichsgeschäft Führenden geeint haben? Die Folgen wären nicht auszudenken! ... Wie man sieht, ist der Standpunkt, von dem ich die politischen Dinge beurteile, ein ziemlich niedriger. Mein Horizont ist so klein, daß Kulissen darin gar keinen Platz haben. Ich beurteile den geistigen Inhalt eines politischen Ereignisses nach der Beschaffenheit der Menschen, die es beschäftigt, den Wert des Samens nach der Qualität des Weizens, den er blühen macht. Und ich sehe, was Deutschlands Bierbänke und Zeitungsspalten okkupiert und daß deutsche Herzen des' voll sind, wes' ein Mund übergeht. Inzwischen starb ein großer deutscher Künstler, einer der größten, die je zu deutschen Herzen vergebens gesprochen haben: Rudolf Wilke, der sich vom Tod nicht um die beste Schaffensfülle betrügen ließ und als Sterbender hereinbrachte, was sonst nicht oft dem blühenden Leben beschieden ist. Der im Krankenbett Zeichnungen schuf, die in der leiseren Linie ihres Hintergrunds mehr Beziehung zum Leben haben als alle Handlung, die auf der politischen Szene spielt, und einen zeitlosen Hohn, der alle Lächerlichkeiten des Tages in die Tasche steckt. Das Leben dieses Rudolf Wilke ist den meisten Deutschen entgangen, weil die Stoffe, in denen es webte,

1 Sozialdrama 1830 von Ernst Raupach

2 Drama von Ibsen

ihnen zu unscheinbar waren und weil ihre Gestaltung des Anlasses entbehrte. So ist ihnen auch sein Sterben entgangen, und ihre Zeitungen haben für den Tod eines Künstlers nicht dreißig Zeilen Raum, und wenn das politische Leben seine Rechte fordert, nicht drei. Markerschütternd dringt dies Schweigen durch den Lärm des Tages. Es ist das Stigma der journalisierten Zeit: Weil das Leben eines Kaisers so aktuell ist, muß der Tod eines Künstlers im Übersatz bleiben.

Karl Kraus.



Ein chinesischer Philosoph ¹.

Von *Oscar Wilde.*

Ein hervorragender Oxforder Theologe sagte einst, die einzige Einwendung, die er gegen den Fortschritt der Neuzeit erhebe, sei die, daß dieser Fortschritt vorwärts schreite statt rückwärts, welche Ansicht einen gewissen dichterisch veranlagten Studenten ² so begeisterte, daß er sich sogleich setzte und einen Essay über bisher noch nicht entdeckte Analogien zwischen der Entwicklung des menschlichen Geistes und den Bewegungen der gemeinen Seekrabbe schrieb. Ich bin überzeugt, daß dieses Blatt ³ auch von seinen begeistertsten Freunden nicht der Parteigängerschaft für die Ketzerei einer solch gefährlichen Rückschrittstheorie verdächtigt werden wird. Aber ich muß freimütig bekennen, daß die beißendste Satire auf unsere heutige Zeit, die mir seit langem untergekommen, in den Schriften des gelehrten *Chuang Tsu* enthalten ist, die vor kurzer Zeit durch Herrn Herbert Giles, Ihrer Majestät Konsul zu Tamsui, in die Vulgärsprache übersetzt worden sind.

Die weite Verbreitung allgemeiner Bildung im Volke hat ohne Zweifel den Namen dieses ausgezeichneten Denkers dem großen Publikum bekannt gemacht; aber zum Besten der Wenigen und Überkultivierten fühle ich mich verpflichtet, hier festzustellen, wer er war, und einen kurzen Abriß seiner Philosophie zu geben.

Chuang Tsu, dessen Name man wohl acht haben muß so auszusprechen, wie er nicht geschrieben wird, kam im vierten Jahrhundert vor Christi am Ufer des Gelben Flusses im Lande der Blumen zur Welt; und Bildnisse des wunderbaren Weisen, die ihn auf dem geflügelten Drachen der Betrachtung sitzend darstellen, sind noch heute auf zierlichen Teetassen und kunstvollen Ofenschirmen in vielen unserer ehrsamsten Vorstadthäuser zu finden. Der wackere Steuerzahler und seine blühende Familie haben wohl oft über die domartige Stirn des Philosophen gespottet und über die seltsame Perspektive der zu seinen Füßen liegenden Landschaft gelacht. Wenn sie aber wüßten, wer er war, würden sie zittern. Denn Chuang Tsu hat sein Leben damit verbracht, die große Glaubenslehre der Untätigkeit zu predigen und die Nutzlosigkeit aller nützlichen Dinge zu beweisen. »Tu nichts, und alles ist getan«,

1 Erste Übersetzung [KK]

2 Darunter ist W. selbst zu verstehen. [KK]

3 The Speaker. [KK]

war die Lehre, die er von seinem großen Meister Lao Tsu überkommen hatte. Die Handlung in Gedanken und die Gedanken in Abstraktion aufzulösen, war sein böses transzendentes Ziel. Gleich dem dunklen primitiven griechischen Philosophen glaubte er an die Identität der Kontraste; gleich Plato war er Idealist und empfand die ganze Verachtung eines Idealisten für utilitarische Systeme; er war Mystiker gleich Dyonisius, Scotus Erigena und Jakob Böhme und behauptete mit ihnen und mit Philo, der Zweck des Lebens sei, sich des Bewußtseins seiner selbst zu entäußern und das unbewußte Werkzeug einer höheren Erleuchtung zu werden. Ja, man kann sagen, daß Chuang Tsu alle metaphysischen und mystischen Philosophiesysteme Europas in sich vereinigte, von Herakleitus bis herab zu Hegel. Es war auch etwas vom Quietisten in ihm; und in seiner Verehrung des Nichts hat er bis zu einem gewissen Grade die seltsamen Träumer des Mittelalters vorweggenommen, die gleich Tauler und Meister Eckart das purum nihil anbeteten.

Die zahlreiche Mittelklasse dieses Landes, der wir, wie männiglich bekannt, unseren ganzen Wohlstand, wenn nicht gar unsere ganze Zivilisation verdanken, zuckt vielleicht die Achseln über alles dies und fragt mit einem gewissen Rechte, was die Identität der Kontraste sie angehe und warum sie sich des Selbstbewußtseins entäußern sollte, das eines ihrer hervortretendsten Merkmale ist. Aber Chuang Tsu war etwas mehr als nur ein Metaphysiker und Illuminat. Er ging darauf aus, die menschliche Gesellschaft, wie wir sie verstehen, und wie die Mittelklassen sie verstehen, zu zerstören, und das Betrübende ist, daß er die leidenschaftliche Beredsamkeit eines Rousseau mit der wissenschaftlichen Geistesschärfe eines Herbert Spencer vereinigt. Er hat nicht ein Atom von Sentimentalität in sich. Er bemitleidet die Reichen mehr als die Armen, wenn er sich überhaupt zum Mitleid herbeiläßt, und Wohlstand scheint ihm ein ebenso tragisches Schicksal wie Entbehnung. Er hat nichts von der modernen Sympathie mit den Schwächen der menschlichen Natur, noch tritt er dafür ein, daß die Preise aus Gründen der Moral denen zufallen sollen, die beim Wettlauf als letzte ankommen. Der Wettlauf selbst ist es, den er tadelt; und was das tätige Mitgefühl betrifft, das heutigen Tages der Beruf so vieler wackerer Leute geworden ist, so hält er dafür, daß andere besser machen zu wollen ein so törichtes Beginnen ist, wie »das Schlagen einer Trommel in einem Walde, um einen Flüchtling zu fangen«. Es ist reine Kraftverschwendung, sonst nichts. Und ein vollkommen sympathischer Mensch ist in den Augen Chuang Tsus einfach nur ein Mensch, der sich unausgesetzt bemüht, jemand anderer zu sein, und der sich damit der einzigen möglichen Entschuldigung für seine Existenz begibt.

Ja, so unglaublich es scheinen mag, dieser seltsame Philosoph blickte mit einem Seufzer des Bedauerns auf ein goldenes Zeitalter zurück, da es noch keine Examina gab, keine beschwerlichen Unterrichtssysteme, keine Missionare, keine Volksküchen, keine Staatskirchen, keine Wohltätigkeitsvereine, keine lästigen Ermahnungen über die Pflichten gegen seinen Nächsten, und keine langweiligen Predigten über irgendeinen andern Gegenstand. In jenen idealen Tagen, erzählt er uns, liebten die Menschen einander, ohne sich irgendeiner Mildtätigkeit dabei bewußt zu sein und ohne daß die Zeitungen darüber schrieben. Sie waren ehrlich und veröffentlichten doch keine Bücher über den Altruismus. Da jeder sein Wissen für sich behielt, entging die Welt dem Fluche des Skeptizismus, und da jeder seine Tugenden für sich behielt, mischte sich niemand in des anderen Angelegenheiten. Sie lebten ein einfaches und friedliches Leben und waren zufrieden mit der Nahrung und Kleidung, die ihnen erreichbar waren. Ihre Wohnsitze lagen in Sehweite vonein-

ander, und die »Hähne und Hunde des einen konnten in dem anderen gehört werden«; dennoch wurden die Leute alt und starben, ohne einander je einen Besuch gemacht zu haben. Es gab kein Geschwätz über gebildete Menschen und keine Belobung guter Menschen. Der unerträgliche Begriff der Verpflichtung war unbekannt. Die Taten der Menschen ließen keine Spuren zurück und wurden nicht durch einfältige Geschichtsschreiber zu einer Last für die Nachkommen gemacht.

Da kam in einem unheilvollen Augenblicke der Philantrop zum Vorschein und brachte den verruchten Gedanken einer Regierung mit sich. »Es hat einen Sinn, die Menschen sich selbst zu überlassene, sagt Chuang Tsu, »aber es wird nie einen Sinn haben, die Menschen regieren zu wollen«. Alle Regierungsarten sind falsch. Sie sind unwissenschaftlich, denn sie sind bestrebt, die von der Natur geschaffene Umgebung des Menschen zu verändern; sie sind unmoralisch, denn indem sie an dem Individuum herumodeln, züchten sie den wildesten Egoismus; sie sind unwissend, da sie sich bemühen, Wissen zu verbreiten; sie sind selbstzerstörend, denn sie haben die Anarchie im Gefolge. »Einst, in alter Zeit«, erzählt er uns, »ließ der Gelbe Kaiser zum erstenmal Barmherzigkeit und Nächstenliebe, die natürliche Güte des menschlichen Herzens verkünsteln und verfälschen. Die Folge davon war, daß Jao und Shun sich die Haare an ihren Beinen wegmühten, um ihrem Volke Nahrung zu geben. Sie störten die Ordnung ihrer Seelen, um Raum für künstliche Tugenden zu schaffen. Sie erschöpften ihre Energie, um Gesetze aufzustellen, die sich nachher als verfehlt erwiesen.« »Das menschliche Herz«, fährt unser Philosoph fort, »kann niedergedrückt oder emporgehoben werden«, und in beiden Fällen sind die Folgen verhängnisvoll. Yao machte die Menschen zu glücklich, daher waren sie nicht zufrieden. Chieh machte sie zu unglücklich, daher waren sie unzufrieden. Dann begannen alle Leute über die besten Methoden nachzudenken, an der Menschheit herumzupfuschen. »Es ist offenbar, daß etwas geschehen muß«, sagten sie, und ein allgemeiner Wettlauf nach Wissen entstand. Das Ergebnis war so schrecklich, daß die damalige Regierung Ausnahmsgesetze einbringen mußte, die zur Folge hatten, daß »tugendhafte Männer in Höhlen Zuflucht suchten, während die Staatslenker zitternd in den Hallen ihrer Vorfahren saßen«. Und als dann alles in einen Zustand des vollkommenen Chaos geraten war, bestiegen die Sozialreformer die Rednertribüne und predigten Erlösung von den Übeln, die sie und ihr System hervorgerufen hatten. Die armen Sozialreformer! »Sie kannten nicht die Scham und hatten das Erröten verlernte ist Chuang Tsus Urteil über sie.

Die wirtschaftliche Frage wird ebenfalls von diesem schlitzäugigen Weisen des Ausführlichen behandelt, und er spricht über den Fluch des Kapitals so beredsam wie Karl Marx. Das Aufsammeln von Reichtum ist nach ihm der Ursprung alles Übels. Es macht den Starken gewalttätig und den Schwachen unehrlich. Es schafft den kleinen Dieb und setzt ihn in einen Bambuskäfig; es schafft den großen Dieb und setzt ihn auf einen Thron von weißem Nephrit. Es ist der Vater des Wettbewerbes, und der Wettbewerb ist die Verschwendung ebenso wie die Zerstörung der menschlichen Kraft. Die Einrichtung der Natur ist Ruhe, Wiederholung und Friede. Mühsal und Kampf sind die Produkte einer künstlichen Gesellschaft, die auf dem Kapital beruht, und je reicher diese Gesellschaft ist, desto gründlicher bankrott ist sie in Wirklichkeit, denn sie hat weder genügende Belohnung für die Guten, noch genügende Bestrafung für die Schlechten. Und auch das darf nicht außer Acht gelassen werden, daß die Belohnungen dieser Welt den Menschen ebenso entwürdigen wie ihre Bestrafungen. Die Zeit ist verfault bis zum Grunde durch ihre Anbetung des

Erfolges. Und was die Bildung betrifft, so kann wahre Weisheit weder gelehrt, noch gelernt werden. Sie ist ein Geisteszustand, den derjenige erreicht, der in Eintracht mit der Natur lebt. Alles Wissen ist seicht, wenn wir es mit dem Ozean dessen vergleichen, was wir nicht wissen, und nur das, was wir nie wissen können, ist von Wert. Die menschliche Gesellschaft bringt Betrüger hervor, und die Bildung macht einen Betrüger geschickter als den anderen. Das ist das einzige Resultat des Schulsystems. Und von welcher philosophischen Bedeutung kann die Bildung sein, wenn sie bloß dazu führt, jeden Menschen verschieden von seinem Nächsten zu machen? Wir gelangen schließlich zu einem Chaos der Meinungen, zweifeln an allem und verfallen in die niedrige Gewohnheit des Disputierens; und nur die geistig Verlorenen disputieren. Nehmen wir das Beispiel von Hui Tsu. »Er war ein Mann mit vielen Gedanken; seine Werke würden fünf Wagen füllen. Aber seine Lehren waren paradox.« Er sagte, daß das Ei Federn enthalte, weil das Huhn Federn habe; daß ein Hund auch ein Schaf sein könne, da alle Namen willkürlich seien; daß es einen Moment gebe, wo der abgeschnellte Pfeil weder in Bewegung noch in Ruhe sei; daß, wenn man einen Stab von einem Fuß Länge nehme und jeden Tag die Hälfte davon abschneide, man niemals zu Ende komme; und daß ein braunes Pferd und eine braune Kuh drei seien, denn jedes für sich genommen seien sie zwei, und zusammengenommen seien sie eins, und zwei und eins gäben drei. »Er glich einem Mann, der mit seinem eigenen Schatten um die Wette läuft und der laut schreit, um das Echo zu ersticken. Wozu war er nütze?«

Mit der Moral ist es natürlich ein ander Ding. Sie kam aus der Mode, sagt Chuang Tsu, als die Leute anfangen zu moralisieren. Die Menschen hörten damit auf, unbefangen zu sein und aus natürlichem Antrieb zu handeln. Sie wurden geckenhaft und gekünstelt und waren so verblendet, ein bestimmtes Ziel im Leben zu verfolgen. Dann kamen Regierungen und Philantropen, dieser zweifache Fluch der Zeit. Jene versuchten die Menschen zur Güte zu zwingen und zerstörten damit ihre natürliche Güte; diese waren eine Schar zudringlicher Vielgeschäftiger, die Verwirrung hervorriefen, wohin sie kamen. Sie waren dumm genug Prinzipien zu haben, und unglücklich genug, danach zu handeln. Sie nahmen alle ein schlechtes Ende und zeigten, daß allgemeiner Altruismus ebenso schädlich in seinen Folgen ist wie allgemeiner Egoismus. Sie »stellten den Menschen mit der Mildtätigkeit ein Bein und fesselten sie dann mit der Liebe zu dem Nächsten.« Das Ergebnis von alledem war, daß die Welt ihr Gleichgewicht verlor und sich seit der Zeit taumelnd fortbewegt.

Wer also ist, nach Chuang Tsu, der vollkommene Mensch, und wie ist seine Art zu leben? Der vollkommene Mensch tut nichts, als das Weltall betrachten. Er hat keinerlei bestimmte Meinung. »in Bewegung gleicht er dem Wasser. In der Ruhe gleicht er einem Spiegel. Und gleich dem Echo antwortet er nur, wenn er angerufen wird.« Er überläßt die Dinge der Außenwelt sich selbst. Nichts Körperliches kann ihn verwunden; nichts Geistiges kann ihn bedrücken. Sein seelisches Gleichgewicht gibt ihm die Herrschaft über die Welt. Er weiß, daß »gerade so wie die beste Sprache die ist, die nicht gesprochen wird, die beste Tat die ist, die nicht getan wird«. Er ist passiv und nimmt die Gesetze des Lebens ohne Widerspruch hin. Er ruht in Untätigkeit und sieht zu, wie die Welt von selbst tugendhaft wird. Er bemüht sich nicht »seine guten Taten herbeizuführen«. Er verschwendet sich nie in Anstrengung. Er kümmert sich nicht um moralische Unterscheidungen. Er weiß, daß die Dinge sind, was sie sind, und daß ihre Folgen sein werden, was sie sein werden. Seine Seele ist »der Spiegel des Weltalls«, und sein Gemüt ist stets voll Frieden.

Alles dies ist natürlich außerordentlich gefährlich, aber wir dürfen nicht vergessen, daß Chuang Tsu vor mehr als zweitausend Jahren lebte und nicht das Glück hatte, unsere unvergleichliche Zivilisation kennenzulernen. Dennoch ist es möglich, daß er, wenn er jetzt wieder auf die Erde käme und uns besuchte, einiges zu unserem Minister für Irland, Mr. Balfour, über seine Ausnahmsgesetze und seine Mißregierung in Irland zu sagen hätte; er würde vielleicht über unseren philanthropischen Eifer lächeln und über manche unserer Wohlfahrtseinrichtungen den Kopf schütteln; unser Schulsystem würde ihm vielleicht nicht imponieren noch würde unsere Jagd nach dem Reichtum seine Bewunderung erregen; er würde sich vielleicht über unsere Ideale wundern und betrübt sein über das, was wir erreicht haben. Es ist vielleicht gut, daß Chuang Tsu nicht wiederkehren kann.

Indessen besitzen wir, dank dem Übersetzer, zu unserem Troste sein Werk, das ein höchst anziehendes und erquickendes Buch ist. Chuang Tsu ist einer der Darwinianer vor Darwin. Er verfolgt die Entstehung des Menschen vom Ursprung aus und erkennt seine Einheit mit der Natur. Als Anthropologe ist er ungemein interessant, und er beschreibt unseren auf Bäumen lebenden Urahn, wie er sich vor den Tieren fürchtet, die stärker sind als er, und wie er nur einen Verwandten kennt, die Mutter, mit all der wissenschaftlichen Genauigkeit eines modernen Universitätsprofessors. Gleich Plato bedient er sich des Dialoges für seine Darstellungen und »legt die Worte in den Mund anderer Leute«, wie er uns sagt, »um dadurch eine größere Weite des Blickes zu gewinnen«. Als Geschichtenerzähler ist er prächtig. Die Erzählung von dem Besuche des ehrwürdigen Konfuzius bei dem großen Räuber Che ist außerordentlich lebendig und geistvoll, und es ist unmöglich, nicht über den schließlichen Verdruß des Weisen zu lachen, dessen moralisierende Plattheiten durch den erfolgreichen Räuber in all ihrer Unfruchtbarkeit enthüllt werden. Selbst in seinen metaphysischen Schriften ist Chuang Tsu ungemein humorvoll. Er personifiziert seine abstrakten Begriffe und läßt sie vor uns dramatische Szenen aufführen. Der Geist der Wolken begegnete auf seinem Fluge ostwärts durch die Weiten des Raumes dem Prinzip des Lebens. Dieses hüpfte herum und schlug an seine Rippen; worauf der Geist der Wolken sagte: »Wer bist du, alter Mann, und was tust du hier?« »Ich gehe spazieren«, erwiderte das Prinzip des Lebens, ohne innezuhalten, denn alle Tätigkeiten sind unaufhörlich. »Ich möchte dich etwas fragen«, sagte der Geist der Wolken. »So?« erwiderte das Prinzip des Lebens in mißbilligendem Tone, und nun folgt ein wundervolles Gespräch, nicht unähnlich dem Dialog zwischen der Sphinx und der Chimära in dem seltsamen Drama Flauberts. Auch sprechende Tiere erscheinen in Chuang Tsus Parabeln und Erzählungen, und in Mythe, Gedicht und Märchen findet seine eigenartige Philosophie künstlerischen Ausdruck.

Natürlich ist es sehr traurig, wenn einem gesagt wird, daß es unsittlich ist, bewußt gut zu sein, und daß etwas zu tun die schlimmste Art des Müßigganges ist. Tausende vortrefflicher und gewissenhafter Philanthropen würden an den Bettelstab kommen, wenn der Grundsatz allgemeine Geltung erlangte, daß niemand sich um Dinge kümmern soll, die ihn nichts angehen. Die Lehre von der Nutzlosigkeit aller nützlichen Dinge würde nicht nur die kommerzielle Überlegenheit unseres Landes gefährden, sondern könnte vielen erfolgreichen und ehrenfesten Mitgliedern des kaufmännischen Standes großen Schaden verursachen. Was sollte aus unseren Volkspredigern und unseren Salon—Evangelisten werden, wenn wir ihnen in den Worten Chuang Tsus sagten: »Moskitos halten den Menschen die ganze Nacht wach durch ihre Stiche, und ebenso treibt uns dieses Gerede von Wohltun und der Pflicht gegen seinen

Nächsten fast zur Verzweiflung. Ihr Herren, trachtet die Welt in ihrer ursprünglichen Einfalt zu erhalten, und wie der Wind wehet, wo es ihm gefällt, so lasset die Tugend sich selbst entwickeln. Wozu dieser unnütze Kraftaufwand?« Und was würde das Schicksal der Regierungen und Berufspolitiker sein, wenn wir zu der Überzeugung kämen, daß es keinen Sinn hat, die Menschen regieren zu wollen? Es ist klar, daß Chuang Tsu ein sehr gefährlicher Schriftsteller ist, und die Veröffentlichung seines Buches in England, zweitausend Jahre nach seinem Tode, ist offenbar verfrüht und kann leicht sehr vielen durchaus ehrenhaften und arbeitsamen Menschen große Pein bereiten. Es mag ja sein, daß das Ideal der Selbstkultur und Selbstentwicklung, welches das Ziel seines Lebensplanes und die Grundlage seines philosophischen Systems bildet, ein Ideal ist, das einer Zeit wie der unsrigen sehr not täte, wo die meisten Leute so beflissen sind ihre Nächsten zu verbessern, daß ihnen tatsächlich keine Zeit bleibt, sich selbst zu verbessern. Aber wäre es weise, das auszusprechen? Es will mir scheinen, daß, wenn wir die Berechtigung auch nur eines der destruktiven Prinzipien Chuang Taus zugäben, wir damit auf unsere nationale Gewohnheit der Selbstverherrlichung hemmend wirken würden; und das einzige, was den Menschen über die Dummheiten tröstet, die er begeht, ist, daß er sich fortwährend Lob dafür spendet, daß er sie begeht. Vielleicht gibt es aber doch einige Wenige, die des seltsamen Enthusiasmus unserer Zeit für die krampfhaften Anstrengungen des Geistes überdrüssig geworden sind. Diesen und allen ihnen verwandten Naturen wird Chuang Tsu willkommen sein. Aber mögen sie ihn nur lesen. Mögen sie sich hüten von ihm zu sprechen. Er würde störend bei Dinern wirken und unerträglich in Teeegesellschaften sein, und sein ganzes Leben war ein Protest gegen das Tribünenrednertum. Der wahre Weise kennt den Ruhm nicht; der glückliche Mensch kennt die Tätigkeit nicht; der vollkommene Mensch kennt sich selbst nicht. Das sind die Grundsätze Chuang Tsus.

(Deutsch von Leo Ronig.)

* * *

Über die Jungfrauschaft. Von Shakespeare ¹.

»Denkt Ihr über das Wesen der Jungfrauschaft nach?«

»Ja, eben. Ihr seid so ein Stück von Soldaten; laßt mich Euch eine Frage tun. Die Männer sind der Jungfrauschaft feind: wie können wir sie vor ihnen verrammeln?«

»Haltet sie draußen!«

1 Diese großartigen Tiraden, die Shakespeare einem Spitzbuben in den Mund legen mußte, stehen in dem Lustspiel »Ende gut, Alles gut«. Den hier mitgeteilten Text habe ich aus den Übersetzungen Tiecks und Heinrich Voss' zusammengestellt, wie denn überhaupt meine Zitierung Shakespeare'scher Sätze immer eine Komposition von Teilen ist, die mir da und dort den Gedanken am Shakespeareschesten auszudrücken scheinen. So ergibt sich oft durch Vergleichung das intime Verständnis eines Urtextes, den ich nicht zu lesen vermag. (Ähnlich verhält es sich mit meiner Anwendung von Bibelworten.) Dieses Verfahren, an noch nicht geflügelten Worten geübt, ist immerhin pietätvoller als die Rektifizierung längst geläufiger Schlegel—Tieckscher Sprachschönheiten, die pedantischen Revisoren neuestens beliebt hat. Die Flügel, die ein Wort bekommen hat, ihm brechen — das vermag nur ein philologisches Gewissen. Bemerkenswert ist übrigens, daß die Worte »ist die Jungfrauschaft aufgesprengt ... eure Burg«, in mancher Ausgabe auch die Stelle »Die Zeit taugt ... was damit« bei Tieck fehlt. Anm. d. Herausgebers. [KK]

»Aber sie stürmen; und unsere Jungfrauschaft, wenn auch in der Verteidigung tapfer, ist dennoch schwach. Lehrt uns einen kunstgerechten Widerstand!«

»Es gibt keinen. Die Männer, sich vor euch lagernd, unterminieren euch und sprengen euch auf.«

»Der Himmel bewahre unsere arme Jungfrauschaft vor Minierern und Aufsprengern! Gibts keine Kriegskunst, wie Jungfrauen Männer aufsprengen könnten?«

»Ist die Jungfrauschaft aufgesprengt, so springt der Mann um so hurtiger auf; meiner Seel', sprengt ihr ihn wieder herunter, so verliert ihr durch die Bresche, die ihr selber gemacht habt, eure Burg. Läßt sich denn ein vernünftiger Grund im Naturrecht nachweisen, die Jungfrauschaft zu bewahren? Verlust der Jungfrauschaft ist vielmehr verständiger Zuwachs; und noch nie ward eine Jungfrau geboren, daß nicht vorher eine Jungfrauschaft verloren ward. Das, woraus ihr gemacht seid, ist Stoff, um Jungfrauen draus zu machen. Eure Jungfrauschaft, einmal verloren, kann zehnmal wieder ersetzt werden; immer erhalten, ist sie immer verloren; sie ist eine zu frostige Gefährtin; fort damit!«

»Ich will sie doch noch ein wenig festhalten, sollt' ich auch darüber als Jungfrau sterben.«

»Dafür läßt sich wenig sagen; es ist gegen die Ordnung der Natur. Die Partei der Jungfrauschaft nehmen, heißt, seine Mutter anklagen, und das ist ein handgreiflicher Ungehorsam. Wie einer, der sich aufhängt, ist solch eine Jungfrauschaft; sie gleicht einem Selbstmörder und sollte an der Heerstraße begraben werden, fern von aller geweihten Erde, als eine tollkühne Frevlerin gegen die Natur. Die Jungfrauschaft brütet Grillen, wie ein Käse Maden, verzehrt sich selbst bis auf die Kruste, nährt sich vom Eingeweide und stirbt an der Stillung des eigenen Hungers. Überdies ist die Jungfrauschaft wunderbarlich, stolz, müßig, aus Selbstliebe zusammengesetzt, welches die verpönteste Sünde in den zehn Geboten ist. Behaltet sie nicht; Ihr könnt gar nicht anders, als dabei verlieren; fort damit! Leihet sie aus, im Laufe eines Jahres habt Ihr Zwei für Eins; das ist ein hübscher Zins, und das Grundstück hat nicht viel gelitten. Fort damit!«

»Was aber tun, um sie zu verlieren nach eigenem Gefallen?«

»Laßt sehen! ei nun, leiden vielmehr, um dem zu gefallen, dem sie nicht gefällt. Es ist eine Ware, die durchs Liegen allen Glanz verliert; je länger aufbewahrt, je weniger wert: Fort damit, so lange sie noch verkäuflich ist. Nützt die Zeit der Nachfrage! Die Jungfrauschaft, wie eine welke Hofdame, trägt eine altmodische Haube, ein Hofkleid, dem keiner mehr den Hof macht; recht wie Hutschleife und Zahnstocher, die man nicht mehr trägt. Die Zeit taugt Eurem Wein besser, als Eurer Wange; und Eure Jungfrauschaft, Eure alternde Jungfrauschaft, ist wie eine welke Dattel. Sie sieht ledern aus und schmeckt noch lederner, wenn man sich überwindet, sie zu kosten; meiner Seel', sie gleicht einer alten Dattel; sie war vormals besser; sie ist eben bloß noch eine alte runzelige Dattel; wollt Ihr was damit?«

* * *

Tagebuch ¹.

Die menschlichen Einrichtungen müssen erst so vollkommen werden, daß wir ungestört darüber nachdenken können, wie unvollkommen die göttlichen sind.

*

Alles schwelgende Genießen in Küche und Keller, alle Kennerschaft in Liebe und Leben beruht nicht auf der Fähigkeit analytischen Prüfens, sondern auf der phantastischen Verwendung der Erkenntnis: Man weiß nicht, wovon man fett wird.

*

Es gibt keine Wollust, die an das Hochgefühl künstlerischer Zeugung heranreicht, und es gibt keine Trauer, die dem Zustand vergleichbar ist, in den der Künstler nach getanem Werk versinkt. Die Selbstsicherheit des Unbewußtseins schafft jedesmal ihr erstes Werk, und darum jedesmal ihr bestes. Ist es getan, so sieht die Unsicherheit des Bewußtseins, daß es das letzte sei, und darum das schlechteste. Solcher Mutlosigkeit imponiert jedes kritische Bubenwort. Ein Urteil, das dem künstlerischen Schaffen bloß in die Ernüchterung und nicht in den Genuß folgen kann, ist ein wahrer Fluch. Die wissen von der Wollust nichts, die in ihr bloß den Zustand sehen, der der Trauer vorgeht.

*

Wer Meinungen von sich gibt, darf sich auf Widersprüchen nicht ertappen lassen. Wer Gedanken äußert, denkt auch zwischen den Widersprüchen. Es ist ein unglücklicher Hang unserer Tage, Gedanken mit Meinungen zu verwechseln. Wir fragen nach der Nutzenanwendung eines lyrischen Gedichtes und nageln Goethe auf den Widerspruch zwischen einer Morgenstimmung und einer Abendstimmung fest.

*

Ansichten pflanzen sich durch Teilung, Gedanken durch Knospung fort.

*

Daß sie das Feuilleton lebensfähig erhalten, ist das höchste Kompliment, das man heute den Literaten machen kann. Wie aber klingt es, wenn man ihnen sagt, daß sie das Leben feuilletonfähig erhalten?

*

Heine ist ein Moses, der mit dem Stab auf den Felsen der deutschen Sprache schlug. Aber Geschwindigkeit ist keine Zauberei, das Wasser floß nicht aus dem Felsen, sondern er hatte es mit der anderen Hand herangebracht, und es war eau de Cologne.

*

Die Prostitution des Leibes teilt mit dem Journalismus die Fähigkeit, nicht empfinden zu müssen, hat aber vor ihm die Fähigkeit voraus, empfinden zu können.

*

Der Journalismus denkt ohne die Lust des Denkens. Der in seinen Bezirk verbannte Künstler gleicht einer zur Prostitution gezwungenen Hetäre, nur daß diese schadlos auch dem Zwang erliegt. Der Zwang zur Lust kann ihr Lust bedeuten, jenem nur Unlust.

*

¹ Aus dem 'Simplicissimus'. [KK]

Zur Orientierung in Fragen der Politik genügen Operettenerinnerungen. Was sich etwa zu Ungunsten der absolutistischen Regierungsform sagen läßt, hat einem die Figur eines Königs Bobèche, eines Erbprinzen Kasimir oder eines Generals Kantschukoff beigebracht. Wenn die Forderung der Phraseure, daß die Kunst sich mit den öffentlichen Angelegenheiten befasse, überhaupt einen Sinn haben soll, so kann sie sich nur auf die Operettenproduktion beziehen. Diese trifft mit Recht der Vorwurf, daß sie die einzigen menschlichen Angelegenheiten, die nicht ernst zu nehmen sind, nämlich die öffentlichen, seit Jahrzehnten vernachlässigt hat. Denn die Kunstform der Operette ist jene, die dem Wesen aller politischen Entwicklungen angepaßt ist, weil sie der Dummheit die erlösende Unwahrscheinlichkeit gibt. Daß sich sonst die künstlerische Gestaltung auf die neugebackenen Ereignisse werfe, ist ein törichtes Verlangen, und selbst die Satire verschmäht sie, denn diese kann zwar die Lächerlichkeiten der Politik erfassen, aber die Lächerlichkeiten innerhalb der Politik vollziehen sich unter dem Niveau einer im höheren Sinne witzigen Betrachtung.

*

Die moderne Tänzerin kann schon Beethoven tanzen. Nur der Ballettonkel ist in seiner Entwicklung zurückgeblieben.

*

Nichts ist sinnloser als der Ruf nach trikotfreien Tänzerinnen. Es ist die Forderung jenes Literaturvegetariertums, das Kunst und Natur so gründlich mißverstehen und indem es sie identifiziert, Wirkungen herbeiführt, die es abschaffen möchte. Der ungeschminkte Schauspieler spielt als Bleichgesicht vor Indianern, der ungeschminkte Dialekt ist affektiert und die Nacktheit der Tänzerin ist ein Kostüm.

*

Gegenüber dem Schriftsteller ist der Vorwurf der Eitelkeit nicht am Platze. Wenn er es niederschreibt, daß er sich für einen bedeutenden Autor halte, so kann er es in diesem einen Satz beweisen, während den Musiker schon der Versuch zu solcher Programmmusik Lügen strafen müßte.

*

Nichts ist den Kommissaren teurer als ihr Ehrenwort. Aber bei Abnahme einer größeren Partie wird Rabatt gewährt.

*

Wer da gebietet, daß eine Xanthippe begehrenswerter sei als ein Alkibiades, ist ein Schwein, das immer nur an den Geschlechtsunterschied denkt.

*

Mir träumte, es gäbe in Deutschland einen Kämpfer des Geistes, der strich alle s—Laute aus den zusammengesetzten Wörtern. Er sprach von Beleidigungsklagen und Verhandlungsterminen, von Gewohnheitsverbrechen und von Unzuchtvermittlungversuchen. Die verschmähten s—Laute, die sonst lieb Kind bei der deutschen Zunge waren, beschlossen, sich zu rächen. Und als jener einmal einem alten Manne die geschlechtlichen Verirrungsnachweise aus dessen Jünglingtagen vorzählte, da vereinigten sie sich zu einem Zischchorus, wie er in Deutschland noch nicht gehört worden war. Und da gab es keinen Schwichtigungsgrund ... Als ich aber erwachte, merkte ich, daß es Zukunftsmusik war.

*

Ich kannte einen Helden, der an Siegfried durch die dicke Haut erinnerte und an Achill durch die Beschaffenheit seiner Ferse.

*

In Echternach im Luxemburgischen finden noch heute sogenannte Springprozessionen statt. Weil nämlich einst das Vieh von der Tanzkrankheit befallen war, gelobten die dortigen Bauern, anstatt der Tiere zu Ehren des heiligen Willibrord zu springen. Heute kennen weder Menschen noch Vieh mehr die Ursache der sonderbaren Zeremonie, aber jene bleiben ihr treu, und wenn sich die Macht der Gewohnheit weiter an den Echternachern bewährt, so wird vielleicht einmal wieder das Vieh es sein, das zu Ehren des heiligen Willibrord springt. Menschen sind es heute noch, an die fünfzehntausend, die um Pfingsten »drei Schritte vor, zwei Schritte zurück« springen. Die Geistlichkeit springt nicht mit, sondern schaut zu. Ganz befriedigt sie das Schauspiel nicht; denn sie sähe es noch lieber, wenn es zwei Schritte vor und drei zurückginge.

*

Die Unsittlichkeit tritt immer in Erscheinung und wirkt dennoch nicht abschreckend. Um so betrüblicher ist es, daß die Sittlichkeit, die im Staate waltet, nicht sichtbar wird und darum nicht vorbildlich wirken kann. Wenn man sie nicht hin und wieder in Form der Erpressung zu spüren bekäme, man wüßte rein nicht, daß sie auf der Welt ist.

*

Eine Wirtschaftspolitik, die dem Kleingewerbe zuliebe die Einfuhr hygienischer Schuhe bekämpft, hält die Hühneraugen für einen integrierenden Bestandteil des Fußes, und nur weil diese beim Fortschreiten unbequem werden, und weil sie weiß, wo das Kleingewerbe der Schuh drückt, warnt sie vor dem Fortschritt.

*

Die Demokratie teilt die Menschen in Arbeiter und Faulenzer. Für Solche, die keine Zeit zur Arbeit haben, ist sie nicht eingerichtet.

*

Langeweile und Unbequemlichkeit sind die Pole, zwischen denen das Entzücken an den Frauen schwankt. In ihrer äußersten Konsequenz sind sie entweder barmherzige Schwestern oder unbarmherzige Schwestern.

*

Der Erotiker: Er hatte an ihr eine Ähnlichkeit entdeckt. Die kultivierte er, saß täglich an ihrem Lager und schob ihr die Nase zurecht, um die Ähnlichkeit herzustellen. Der Ästhetiker: Er hatte an ihr eine Verschiedenheit entdeckt. Die kultivierte er, saß täglich an ihrem Lager und pries die Heiligkeit der Nase um ihrer selbst willen. Dieser dankt dem Schöpfer; jener macht ihm Konkurrenz.

*

Es müssen nicht unbedingt die Vorzüge des männlichen Charakters oder Geistes sein, die die Frauen zur Untreue veranlassen. Was betrogen wird, ist ausschließlich die Lächerlichkeit der offiziellen Stellung, die der Besitzer einnimmt. Und dagegen bieten selbst körperliche Vorzüge nicht immer einen Schutz.

*

So will es die Gesellschaftsordnung: Wenn irgendwo ein Mord geschehen ist, wo zwei Leute zu einem Geschlechtsakt zusammengetroffen sind, so werden sie lieber jenen Verdacht ertragen, als sich der infamierenden Harmlosigkeit dieser Absicht zu beschuldigen.

*

Die Sitte verlangt, daß ein Lustmörder den Mord zugebe, aber nicht die Lust.

*

Sorrent, im August: Ich habe nun seit zwei Wochen kein deutsches Wort gehört und kein italienisches verstanden. So läßt sich's mit den Menschen leben, alles geht wie am Schnürchen und jedes aufreibende Mißverständnis ist ausgeschlossen.

*

Es gibt eine niedrige Leichtgläubigkeit des Vertrauens und eine höhere Leichtgläubigkeit der Skepsis. Der eine wird betrogen, der andere ist Manns genug, sich selbst zu betrügen. Jener ist der gefoppte Bauer, dieser ist ein Wissender, der sich vom Wissen nicht das Spiel verderben läßt, wenn er sich über die eigene Schulter guckt. ... Ich wollte ihre Unterschrift auf einer Ansichtskarte. Ich bat einen Freund, sie zu fälschen. Wenn er dann noch dazu schriebe, daß sie echt sei, würde ich's sicher glauben ... Von meiner Leichtgläubigkeit hätte ich mir früher, da ich noch glaubte, keine Vorstellung machen können. Jetzt bin ich oft verblüfft von den Überraschungen, die ich mir bereite, und von meinem Überraschtsein. Seitdem mein Mißtrauen gewachsen ist, weiß ich, wieviel ich mir zumuten kann.

*

Wenn ich einen Kutscher schimpfen höre, so kann es mich zu einem Gedicht anregen. Aber wie unmusikalisch wird mir, wenn mich ein Musiker anspricht !

*

Zum Teufel mit dem Geschwätz über die sexuelle Aufklärung der Jugend! Sie erfolgt noch immer besser durch den Mitschüler, der im Lesebuch das Wort »Horen« anstreicht, als durch den Lehrer, der die Sache als eine staatliche Einrichtung erklärt, die so nützlich sei und so kompliziert, wie das Steuerzahlen.

*

Die Liebe als Naturwissenschaft! Das Verbot der Lust bleibt aufrecht und nun wird uns auch die Romantik des Verbots verboten. Wir aber bitten: Wenn schon Christentum, dann lieber mit Weihrauch, Orgelklängen und Dunkel.

*

Wie lernt die Menschheit schwimmen? Man sagt ihr, wo die gefährlichen Stellen sind, und daß es durch Verbindung von Wasserstoff mit Sauerstoff entstehe.

*

Ich mag mich drehen und wenden, wie ich will, überall zeigt mir das Leben seine Verluste, da es entweder das Malerische dem Nützlichen oder das Nützliche dem Malerischen aufgeopfert hat.

*

Halte deine Leidenschaften im Zaum, aber hüte dich, deiner Vernunft die Zügel schießen zu lassen.

*

Wahrheit ist ein ungeschickter Dienstbote, der beim Reinmachen die Teller zerschlägt.

*

Der Übermensch ist ein verfrühtes Ideal, das den Menschen voraussetzt.

*

Willst du ein klares Urteil über deine Freunde gewinnen, so frage deine Träume.

*

Wenn eine Frau auf das Wunderbare wartet, so ist es ein verfehltes Rendezvous: das Wunderbare hat auf die Frau gewartet. Die Unpünktlichen!

*

Der achtstündige Arbeitstag: das übrige gehört der Kultur. Und ihr glaubt, daß sie auf das Geschäft eingehen wird?

*

Man verachte die Leute, die keine Zeit haben. Man beklage die Menschen, die keine Arbeit haben. Aber die Männer, die keine Zeit zur Arbeit haben, die beneide man!

*

Alles Leben in Staat und Gesellschaft beruht auf der stillschweigenden Voraussetzung, daß der Mensch nicht nachdenkt. Ein Kopf, der nicht in jeder Lage einen aufnahmefähigen Hohlraum darstellt, hat es gar schwer in der Welt.

*

Wenn die Aufforderung eines Kutschers, mit ihm zu fahren, nur auf den Wunsch in uns stieße, mit ihm nicht zu fahren, wäre das Leben leicht. Aber sie stößt manchmal auf bessere Gedanken und zerstört sie. Wer denkt denn auch immer nur daran, nicht zu fahren?

*

Der Scharfsinn der Polizei ist die Gabe, alle Menschen eines Diebstahls für fähig zu halten, und das Glück, daß sich die Unschuld mancher nicht erweisen läßt.

*

Nie habe ich den Sinn des Wortes: »Kamele schlucken und Mücken seigen¹« besser erfaßt als in Italien, wo liebevolle Wirte ein Moskitonetz über unsere Betten breiten.

*

Dagegen haben die Hamburger Betten eine hohe Kante. Beim Aufstehen mag es schmerzen, aber man ist sicher, daß man bei stürmischer See nicht herausfällt. Das Volk bewahrt der Kajüte diese Erinnerung; die Seekrankheit pflanzt sich auf dem Lande durch Tischlergenerationen fort. Fürst Bismarck freilich führt in seinen Gedanken und Erinnerungen ein anderes Beispiel für einen sinnentrückten Brauch an: Den russischen Wachtposten, der auf dem Fleck steht, wo vor hundert Jahren die Kaiserin ein frühes Gänseblümchen entdeckt hat. Und es war vornehm gedacht, daß man den Wachtposten nicht abziehen ließ, als man seine Bestimmung ergründet hatte. Kein Soldat muß sich schämen, die Erinnerung an ein Gänseblümchen zu bewachen. Aber da das Geheimnis der Hamburger Betten gelüftet ist, wird die Tradition, der man dort opfert, nicht von langem Bestand sein. Denn nichts ist beim Aufstehen schmerzhafter als die Erinnerung, daß die Hamburger ein Volk von Seefahrern sind.

*

Der Nationalismus, das ist die Liebe, die mich mit den Dummköpfen meines Landes verbindet, mit den Beleidigern meiner Sitten und mit den Schändern meiner Sprache.

*

Man mag dem Traum für das bißchen Klarheit, das er einem hin und wieder schenkt, dankbar sein. Mir träumte von einer aufgedunsenen Raupe,

1 Seigen = seihen, sieben

die ich töten wollte. Ich stach nach ihr, aber sie lebte, und drehte mir lachend den Kopf zu und sagte: Ich komme wieder.

*

Man muß oft erst nachdenken, worüber man sich freut; aber man weiß immer, worüber man traurig ist.

*

Die Welt ist das einzige Gefängnis, in dem Einzelhaft vorzuziehen ist.

*

Die neuen Seelenforscher sagen, daß alles und jedes auf geschlechtliche Ursachen zurückzuführen sei. Zum Beispiel könnte man ihre Methode als Beichtvater—Erotik erklären.

*

Wie? die Menschheit vertrottelt zugunsten des maschinellen Fortschrittes, und wir sollten uns diesen nicht einmal zunutze machen? Sollten mit der Dummheit Zwiesprache halten, wenn wir ihr in einem Automobil entfliehen können?

*

Wie die Mörder bei Shakespeare, so treten jetzt der Reihe nach Literaten auf, die Shakespeare morden wollen. Es sind komische Figuren wie jene und sie bleiben unbedankt wie jene. Nur die Leistungsfähigkeit ist eine geringere; und zum Schlusse liegen sie vollends da, wie die Gemordeten bei Shakespeare.

*

Die Behörden werden im Verkehr mit dem Publikum erst dann einen höflichen Ton anschlagen, wenn das Publikum sich entschließt, in die Redaktionen der Tagespresse einzutreten. Die Redakteure aber werden erst dann gegen das Publikum aufrichtig sein, wenn es zum Eintritt in die Bürokratie entschlossen ist.

*

Als mir da neulich einer unserer jungen Dichter vorgestellt wurde, rutschte mir die Frage heraus, bei welcher Bank er dichte. Es geschah wirklich unwillkürlich und ich wollte den jungen Mann nicht beleidigen.

*

Am unverständlichsten reden die Leute daher, denen die Sprache zu nichts weiter dient als sich verständlich zu machen.

*

Ich lehne es ab, in der Musik aufzugehen. Die es ist, muß in mir aufgehen.

*

Viele Frauen möchten mit Männern träumen, ohne mit ihnen zu schlafen. Man mache sie auf das Unmögliche dieses Vorhabens nachdrücklich aufmerksam.

*

Zuerst sieht man eine Frau, der andere ähnlich sehen. Dann eine, die ähnlich sieht. Schließlich aber ist keine mehr da und man sieht alles von selbst.

*

Die Aufnahmefähigkeit des produktiven Menschen ist gering. Der lesende Dichter macht sich verdächtig.

*

Wenn es einmal gegenüber den äußeren Eindrücken heißt: Zuzug fernzuhalten, dann ist's ein Beweis, daß die Gedanken nicht streiken.

*

Ich sah einen Dichter auf der Wiese nach einem Schmetterling jagen. Er legte das Netz auf eine Bank, auf der ein Knabe ein Buch las. Es ist ein Unglück, daß die Funktionen sonst anders verteilt sind.

*

Nichts ist trauriger als Niedrigkeit, die ihren Lohn nicht erzielt hat. Sie bilde sich nachträglich nicht ein, daß sie Gemeinheit l'art pour l'art sei.

*

Eine Frau wird doch nicht so viel Rücksicht auf die Gesellschaft nehmen, daß sie den Ehebruch immer wirklich begeht, den ihr die Leute jeweils nachsagen?

*

Es genügt, eine Frau anzusehen, um eine tiefe Verachtung für ihre Liebhaber zu gewinnen. Nie aber möchte ich sie mit der Verantwortung für diese belasten.

*

Nichts ist engherziger als Chauvinismus oder Rassenhaß. Mir sind alle Menschen gleich, überall gibts Schafsköpfe und für alle habe ich die gleiche Verachtung. Nur keine kleinlichen Vorurteile!

*

An den Italienern habe ich beobachtet, daß sie nicht nur in allen Lebensverrichtungen dem bel canto obliegen, sondern daß auch der Ernst ihres Lebens der Operettenernst ist. Daß sie im Theater bei den Strophen vom Chin—chin—chinaman "bis" rufen, bis dem Sänger die Kehle platzt, würde nichts schaden. Aber auch ihr Leben fließt dahin, wie die Handlung der »Geisha«, und es scheint durchaus so dargestellt, daß es die preußischen Zuschauer kapiert und ihr Vergnügen daran haben. Ich glaube nicht, daß jene in der Frauenpsychologie über die Erkenntnis la donna è mobile hinausgekommen sind. Und wagte es einer zu bestreiten, würde gewiß ein anderer entgegnen: e pur si muove !

*

Ich habe mich im Laufe der Jahre zum Streber nach gesellschaftlichen Nachteilen entwickelt. Ich lauere, spüre, jage, wo ich eine Bekanntschaft abstoßen, eine einflußreiche Verbindung verlieren könnte. Vielleicht bringe ich doch noch zu einer Position.

*

Eine Notlüge ist immer verzeihlich. Wer aber ohne Zwang die Wahrheit sagt, verdient keine Nachsicht.

*

Der Ernst des Lebens ist das Spielzeug der Erwachsenen. Nur, daß er sich mit den sinnvollen Dingen, die eine Kinderstube füllen, nicht vergleichen läßt.

*

Der Journalismus dient nur scheinbar dem Tage. In Wahrheit zerstört er die geistige Empfänglichkeit der Nachwelt.

*

Persönlichkeiten sind übel daran. Die Menge sieht nur die Fläche, auf der sich die Widersprüche zeichnen. Aber diese sprechen für eine Höhe, in der ihr Treffpunkt liegt.

*

Man muß alle Schriftsteller zweimal lesen, die guten und die schlechten. Die einen wird man erkennen, die anderen entlarven.

*

Es beweist immerhin eine gesunde Konstitution, wenn sich unter der Einwirkung der Strahlen einer Persönlichkeit die Weltanschauung zu schälen beginnt.

*

Es gibt zweierlei Kunstgenießer. Die einen loben das Gute, weil es gut, und tadeln das Schlechte, weil es schlecht ist. Die anderen tadeln das Gute, weil es gut, und loben das Schlechte, weil es schlecht ist. Die Unterscheidung dieser Arten ist umso einfacher, als die erste nicht vorkommt. Man könnte sich also leicht auskennen, wenn nicht eine dritte Kategorie hinzuträte. Es sind solche, die das Gute loben, trotzdem es gut, und das Schlechte tadeln, trotzdem es schlecht ist. Diese gefährliche Art hat die ganze Unordnung in künstlerischen Dingen verschuldet. Ihr Instinkt weist sie an, das Unrichtige zu treffen, aber vorsätzlich treffen sie das Richtige. Sie haben Gründe, die außerhalb des künstlerischen Empfindens liegen. Ohne den Snobismus, der ihn erhebt, könnte der Künstler eher leben als ohne die Dummheit, die ihn herabsetzt.

*

Das Christentum hat die Zollschranken zwischen Geist und Geschlecht aufgehoben. Aber die Durchsetzung des Sexuallebens mit dem Gedanken ist eine dürftige Entschädigung für die Durchsetzung des Gedankenlebens mit dem Sexuellen.

*

Journalist heißt einer, der das, was der Leser sich ohnehin schon gedacht hat, in einer Form ausspricht, in der es eben doch nicht jeder Kommis vermöchte.

*

Sozialpolitik ist der verzweifelte Entschluß, an einem Krebskranken eine Hühneraugenoperation vorzunehmen.

*

Wenn der Dachstuhl brennt, nützt es weder zu beten, noch den Fußboden zu scheuern. Immerhin ist das Beten praktischer.

*

Als die Sonne tagelang mit den Wolken balgte, war's wie der Kampf zwischen dem gelben Panther und dem schwarzen Stier. Der Spannung solchen Schauspiels können die Wahrheiten des Barometers nichts anhaben.

*

Wozu sollte ein Künstler den andern erfassen? Würdigt der Vesuv den Ätna? Es könnte sich höchstens eine feminine Beziehung eifersüchtigen Vergleichens ergeben: Wer speit besser?

*

Der Leser läßt es sich gern gefallen, daß der Autor ihn an Bildung beschämt. Es imponiert einem jeden, daß er nicht gewußt hat, wie Korfu auf albanisch heißt. Denn von nun an weiß er es und kann sich vor den anderen, die es noch immer nicht wissen, auszeichnen. Bildung ist die einzige Prämisse, die das Publikum nicht übel nimmt, und der Ruhm des Tages ist jenem Autor sicher, der den Leser in diesem Punkte bloßstellt. Wehe dem andern aber, der Fähigkeiten voraussetzt, die nicht nachgeholt werden können oder deren Verwendung mit Unbequemlichkeiten verbunden ist! Daß ein Autor mehr gewußt hat als ein Leser, ist in Ordnung. Aber daß er mehr gedacht hat, wird ihm so leicht nicht verziehen. Das Publikum darf nicht dümmer sein. Es ist sogar ge-

scheiter als der gebildete Autor, denn es erfährt aus einer Zeitschrift, wie Korfu auf albanisch heißt, während jener erst ein Lexikon befragen mußte.

*

Das dramatische Kunstwerk hat auf der Bühne nichts zu suchen. Die theatralische Wirkung eines Dramas soll bis zum Wunsch reichen, es aufgeführt zu sehen: ein Mehr zerstört die künstlerische Wirkung. Die beste Vorstellung ist jene, die sich der Leser von der Welt des Dramas macht.

*

Es ist erlaubt, im Quell der deutschen Sprache ein Fußbad zu nehmen. So sollte ein Labetrunk verboten sein.

*

Was die Lues übriggelassen hat, wird von der Presse verwüstet werden. Bei den Gehirnerweichungen der Zukunft wird sich die Ursache nicht mehr mit Sicherheit feststellen lassen.

*

Der Philosoph L. St. aus Ungarn: Kein Führer, aber der Primas unter den Denkern. Er wird an den Tisch gerufen und geigt den Leuten die Philosophie ins Ohr.

*

Da ich die Nachrichten der Tagespresse nur so überfliege, geschah es mir, daß ich zwei benachbarte Überschriften durcheinanderwarf: »Besuch Iswolskijs¹ in Österreich« und »Raubversuch in einem Trödlerladen«.

*

Das deutschliberale Pathos ist eine Mischung aus voraussetzungsloser Forschung und freiwilliger Feuerwehr.

*

Es gibt Leute, die in öffentlichen Lokalen nur deshalb geduldet werden, weil sie nicht bezahlen. Man nennt sie Journalisten.

*

Privatbahnen gewähren keinen Vorteil. Wenn man einem Stationsvorstand der Südbahn Esel sagt, wird man auch wegen Amtsehrenbeleidigung angeklagt.

*

Gern käme ich um die Konzession zum Handbetrieb einer Guillotine ein. Aber die Erwerbsteuer!

*

Wenn mich einer ansprechen will, hoffe ich noch bis zum letzten Augenblick, daß die Furcht, kompromittiert zu werden, ihn davon abhalten wird. Manche sind unerschrocken.

*

Ein Weib ohne Spiegel und ein Mann ohne Selbstbewußtsein — wie sollten die sich durch die Welt schlagen?

*

Der Spiegel dient bloß der Eitelkeit des Mannes; die Frau braucht ihn, um sich ihrer Persönlichkeit zu versichern.

*

Ist eine Frau im Zimmer, ehe einer eintritt, der sie wahrnimmt? Gibt es das Weib an sich?

*

Mit Frauen führe ich gern einen Monolog. Aber die Zwiesprache mit mir selbst ist anregender.

1 Russischer Außenminister

*

Ein Aphorismus braucht nicht wahr zu sein, aber er soll die Wahrheit überflügeln. Er muß gleichsam mit einem Satz über sie hinauskommen.

Karl Kraus.

* * *

Der Germanist.

Heute ist das ehemals verachtete Handwerk des Totengräbers zu einem Ehrenamt geworden, weil es in einer demokratischen Weltordnung etwas anderes bedeutet als die wirkliche Leichenbestattung, vielmehr mit den geistig Toten, mit den symbolisch Verstorbenen, mit den Nichtumzubringenden zu schaffen hat, mit den sogenannten Unsterblichen, die auf jedem Gebiete des öffentlichen Lebens als mißliche Verkehrshindernisse die allgemeine Bewegung vordringlich stören, indem sie als monumentale Autoritäten im Wege liegen. Die Bestattung dieser vielseitig und vieldeutig Toten bringt ein Geschäft von erhöhter Tragweite mit sich, wozu auch tiefere Bildung verlangt wird. Solche fossile Trümmer aus dem verfügbaren Weltraum, den die gewaltig anwachsende Bewegung immer dringlicher benötigt, beiseite zu schaffen, auf abgelegene Friedhöfe zu bringen und unter Verwendung von Ruhm und Dankbarkeit beizusetzen, wird ein diplomatischer Beruf, zumal der Verkehr mit Toten besondere Manieren und Vorsichten verlangt. Die alten simplen geringgeschätzten sind heute nur mehr die armseligen Verwandten der neuen, zu Ehren gekommenen Totengräber, welche als Wegmacher und Befreier eine einzige Bedeutung gewonnen haben.

Der Demokratie kommt es auf ein Ehrengrab, ein Denkmal, eine Gesamtausgabe, einen Nachruf, eine Straßentafel mehr oder weniger nicht an, Hauptsache ist, daß der amtlich eingesetzte Totengräber dem allgemeinen Bedürfnis nach Platz durch bereitwillige Unsterblicherklärung von Toten oder Todeserklärung von Unsterblichen möglichst Genüge tut, die Zahl seiner Opfer bestimmt sein Ansehen. Ich spreche hier nicht von den Psychiatern, sondern von den Germanisten. Ihre Funktion der Totenbeschau und Bestattung teilen sie mit manchen anderen Berufen, im besonderen fällt ihnen das dichterische Verkehrshindernis zu, nicht nur die Sorge um das Begraben, sondern auch um die jeweils zu entscheidende Vorfrage, ob einer lebendig oder tot sei. Sie vereinigen auf diese Art das Amt des Richters, Nachrichters und Totengräbers. Denn die Demokratie hat durch die Errungenschaft der Stellvertretung, durch die Idee der unbedingten Vertretbarkeit, auf welcher ja auch das allgemeine Wahlrecht beruht, geistige Vereinigungen des bisher Unvereinbaren ermöglicht. Da niemand alles verstehen und keiner beurteilen kann, was der andere versteht, werden fallweise Leute namhaft gemacht, die nach ihrem Berufe für die einzelnen Zweige des öffentlichen Unverständnisses aufzukommen haben, sozusagen Stellvertreter des allgemeinen Irrtums und Statthalter des ewigen Unsinns. Jeder nimmt in seinem bescheidenen Wirkungskreis nach bestem Willen sein Teil von Unfähigkeit auf die Schultern und bewegt damit das Gemeinwesen vorwärts, wie sich eben der Fortschritt der Menschheit von Irrtum zu Irrtum unaufhaltsam vollzieht. Man nennt diese dauernde Bewegung nach der Richtung des jeweils Dümmeren auch Entwicklung. Den Germanisten ist die stetige Fürsorge um freie Bahn für den literarischen Verkehr überantwortet. Sie haben die Poesie, die lebendige und die tote, berühmte und unberühmte aus dem Weg zu räumen, spielt sich dieses Laster doch

wie so manches andere Verkehrshindernis geradezu als Selbstzweck auf. Dichten ist bekanntlich eine besondere Form des menschlichen Sprechens, welches gelernt und gelehrt werden muß. Schon darum sind die Sprachlehrer die berufenen und einzigen Vorgesetzten der Dichter. Aber das Sprachlehren kann gelernt und gelehrt werden, das Dichten nicht. Hieraus ergibt sich vom Standpunkte des öffentlichen Berechtigungswesens eine fühlbare und bedauerliche Lücke: die Sprachlehrer sind durch Zeugnisse zur Ausübung des Sprachlehrens befähigt, nicht aber die Dichter zur Ausübung des Dichtens. Während man also auf der einen Seite den Zuzug nicht akademisch Befugter fernhalten kann, drängt sich auf der andern ein Aufgebot nicht Berechtigter zu den vollen Schüsseln der Anerkennung. Da aber die Demokratie nur Ehre gönnt, wem sie gebührt, hat sie die vollen Schüsseln der Anerkennung den Sprachlehrern hingeschoben und diese mit der gerechten Ausspeisung der Dichter betraut, sofern noch von den Gerichten etwas übrig bleibt.

Man kann billig ermessen, wie wertvoll und wichtig in jedem Sinne durch die Ordnung der Dinge das Sprachlernen und —lehren geworden ist. Daher kommt es auch, daß die berühmtesten Sprachlehrer nicht sprechen, oder in Anbetracht der Schriftlichkeit des modernen Verfahrens, auch nicht schreiben können; werden sie doch vorerst durch das Sprachlernen, nachmals durch das Sprachlehren völlig in Anspruch genommen. Hingegen schwatzen die Dichter ungelehrt und ohne Zeugniszwang in allen Mundarten und vermehren die Verwirrung und Mannigfaltigkeit der Sprache in jeder Richtung auf das unleidlichste.

Die armen Sprachlehrer haben genug zu tun, ewig reinzumachen, was die Poesie allezeit verunreinigt. Die Dichter haben leicht schaffen: Die Sprachlehrer haben das Nachsehn! Ihnen obliegt dann das ganze ungeheure Material, alles was gesprochen, geschrieben, gelernt, gelehrt, verbessert, herausgegeben, aufgelegt, gesiebt, gelesen, gesprachlehrt, gelesartet werden kann, eine Vielseitigkeit, die ohne ausgebreitete Registratur nicht zu bewältigen wäre und eine Behandlung von so unzähligen Aktenstücken voraussetzt, wie sie kein Dichter je aufweisen könnte.

Der eingetragene, gebuchte, in das jeweiligen maßgebende Fach gereichte Inhalt heißt von Stund ab: Dichtung. Somit fällt einerseits alles, was jemals dergestalt geordnet, unter diesen, andererseits alles, was noch nicht so behandelt worden, außer diesen Begriff. Nur durch so sinnreiche Vorkehrung läßt sich eine eigentliche Prüfung der Dichter ersetzen, indem ihre aktenmäßige Einreihung platzgreift. Für diese entscheidet wiederum natürlich die Priorität des Einlaufs.

Wer früh genug gedichtet, hat gut genug gedichtet und wer es lang genug getrieben, dem braucht für seinen Ruhm nicht bange zu sein.

Die öffentliche Tätigkeit der Sprachlehrer besteht nun darin, von ihrer privaten Rechenschaft abzulegen, ungefragt, aber unverdrossen jedes Aktenstück zur Kenntnis zu bringen, das sie behandelt, jedes ihrerseits zu besprechen, das ein Fachgenosse produziert hat, die durch Fleiß und Eifer germanistischer Vorfahren, durch sinnreiche Druckfehler und irrige Abschriften entstandenen Lesarten zu vergleichen, festzustellen und so ein Material zusammenzutragen, das sich zur Literatur der Dichter so verhält, wie der Stefansdom zu einer Hundehütte. Schon durch ihren Fleiß erheben sich die Germanisten in sittlicher Würde turmhoch über die simple Frivolität der Dichter, die gar noch zu »arbeiten« vorgeben. Ja, man könnte von einem echten, ganzen Germanisten mit Fug sagen: sein Leben wird eine Interpolation, sein Charakter eine Lesart, die Dichter sprechen, die Germanisten aber — lehren

Sprache. Was Wunder, daß die dankbaren Mitbürger ihnen gewisse, ihren Beruf angehende Ehrenämter, sozusagen geistige Armenratsstellen anvertrauen. Man ernennt die Germanisten zu Preisrichtern des dichterischen Wettbewerbs. Dies hängt zusammen mit dem eingangs erwähnten Verfahren der poetischen Todeserklärung und erfolgt in der Absicht, schon bei Lebzeiten gewisse Berühmtheiten zu schaffen und dadurch aus dem Wege zu räumen. Die Sprachlehrer unterziehen sich ihrer hohen Aufgabe nach festen sittlichen Normen: als das beste Werk gilt 1. das unschädlichste, das, worüber man am meisten spricht und das durch unanfechtbares demokratisches Weiheurteil der Majorität die erste Stelle erlangt hat; 2. das »berücksichtigenswerteste«, das heißt die Hervorbringung jenes Verfassers, der die meisten unversorgten Kinder, einflußreichen Gönner, journalistischen Beziehungen und sonstige hinlängliche Armutszeugnisse aufweisen kann.

So ist durch die amtliche und außeramtliche Stellung der Germanisten für das rechtzeitige Erkennen und Wegschaffen der Dichter, für deren zeitlich und räumlich geordnete Beisetzung in der Registratur — die mit vollem Recht das Gedächtnis ersetzen muß, da der Schwachsinn freie Bahn braucht —, so ist für die ehrbare und zweckmäßige Bestattung der Poesie auf abseitigen Friedhöfen nach allen Regeln der Volkswohlfahrt und Verkehrssicherheit gesorgt.

Auch die Dichter haben sich darein gefügt, freilich soll einmal einer dem Ehrenbegräbnis seiner Werke durch die Germanisten eine schlichte Verbrennung vorgezogen haben, doch entscheiden darüber souverän die Hinterbliebenen und die Sprachlehrer überleben immer die Literatur, sogar die Sprache.

Otto Stoessl.

* * *

Der neue Ruhm.

Die Zahl der Berühmtheiten unserer Tage nähert sich in den einzelnen Ländern immer mehr dem Resultate der Volkszählung. Es ist unserer Gegenwart endlich gelungen, den oft zitierten Dornenpfad des Ruhmes in einen bequemen Spazierweg für jedermann umzugestalten, und eine bunte Menge von Menschen wälzt sich die neue Chaussee entlang. Zum guten Tone der Zeit gehört es, in irgend einer Kunst Hervorragendes geleistet zu haben. Wer nicht literarische Lorbeeren pflücken kann, nennt eine persönliche Note im Denken sein eigen, oder eine zarte Nuance im Ton, oder eine unvergleichliche Feinheit im Ausdruck, oder er leistet wenigstens in der Art, das alles zu entbehren, höchst Beachtenswertes.

Beachtet zu werden, ist eine Anforderung, die mit naiver Selbstverständlichkeit vom kleinen Mann des Geistes an die Öffentlichkeit gestellt wird. Diese wird mit Gesuchen um »Kenntnisnahme« überlaufen. Die literarische und künstlerische Kritik wird immer mehr zum Vorschußverein, und Frau Fama ist bedeutend leistungsfähiger geworden, seitdem sie an Stelle der Posaune die Rotationsdruckerpresse benützt und statt hundert Zungen einige hunderttausend Stahlfedern im Dienst hat. Und so kam man in die Lage, den Ruhm, einen seltenen und kostbaren Artikel früherer Zeit, in großen Quantitäten herzustellen und Anteile von ihm für minimale Anzahlung auszugeben.

Dieses Verfahren hat Ähnlichkeit mit schwindelhaften Operationen schlechter Banken. Denn der Ruhm, wie ihn die Weltgeschichte bewahrt und

zeigt, ist aus Arbeit entstanden, ist nichts anderes als umgesetzte Arbeit selbst. Wenn eine Zeit, wie die unsere, in unbegrenztem Maße Ruhmesnoten ausgibt, ohne im entferntesten für diese Anweisungen Deckung in reellen Arbeitswerten zu haben, so werden diese Anweisungen bedeutungslose Zettel und jene tragen eben den Schaden, die die echte Anwartschaft auf das Kapital der öffentlichen Anerkennung besitzen.

Echter Ruhm war stets nur ein Schatten, den vollbrachte menschliche Handlungen in das Gedächtnis von Mit- und Nachwelt warfen. Unsere Zeit hat neben so vielen industriellen Gedanken auch den gehabt, diesen Schatten künstlich zu erzeugen, ohne die Leistungen und Mühen, die ihn hervorriefen. Verhiess doch die künstliche Herstellung von Ruhm ein glänzendes Geschäft zu werden, da eben dieser Schatten zu allen Zeiten sehr begehrt war und nicht etwa die oft recht anstrengende Tätigkeit, der er entsprang. Und man brachte in der Retorte der Journale wirklich etwas zustande, das dem Ruhm recht ähnlich sieht. Eine Art Homunkulus von Ruhm ist es, ein billiges Fabrikat; dieser neue Ruhm ist nicht eben dauerhaft, es mangelt ihm auch etwas am besonderen Aroma, aber zu einem recht angenehmen Rausche verhilft er doch und unser modernes Leben zeigt Unzählige, die diesem Genusse leidenschaftlich frönen.

Jeder liebevolle Vater ist in der Lage, seinem Söhnchen zum fünfzehnten Geburtstage einen netten, kleinen Knabenruhm zu kaufen. Die Gedichte des Jungen genügen meist vollkommen dazu, wenn das aber nicht der Fall sein sollte, so lassen sich die verbesserten Hausarbeiten zu einem gut aussehenden Bändchen zusammenfügen. Der Beitrag zu den Druckkosten ist selbst für kleinbürgerliche Verhältnisse leicht zu erschwingen. In Bekanntenkreisen wird das Büchlein viel besprochen, bei einer Tante liegt es im Salon, die andere muß es, der erwachsenen Tochter wegen, unter Schloß und Riegel halten. Es gibt zwar immer einzelne Schulkameraden, die boshafte Rezensionen schreiben, aber dafür loben andere, die nicht dieselbe Anstalt besuchen, umso mehr. Das ist immerhin noch harmloser als der nur zweideutige Mißerfolg einer durchaus reifen und ernst zu nehmenden Talentlosigkeit. Krüppel können sich heute kaum eine bessere Pflege wünschen, als jene durch die deutsche Kritik. Da wird sorgfältig untersucht und mit Jubel wird verkündet, daß ein oder das andere Glied nicht krumm ist. Da wird an Aufmunterung nicht gespart, mühselig wird mit Krücken auf die Beine gebracht, was von selbst nie stehen könnte. Die Atmosphäre in der deutschen Kritik hat heute Spitaltemperatur. Talente, die gerade gewachsen sind und sich kräftig bewegen wollen, stoßen allerorten an. Was sollte man diesen gegenüber auch mit den ängstlich bereitgehaltenen Krücken tun, wenn man sie glücklicherweise nicht ebensogut zum Dreinschlagen benützen könnte?

Der Ruhm ist zum festgesetzten Normalpreis zu haben, und wer den Kurs nicht beachtet und zu viel bietet, der läuft Gefahr, nicht ernstgenommen zu werden. So kommt es, daß auch die Wohlhabenden des Geistes nur kleine Münze in Verkehr bringen. Stimmungsmalerei und Detail florieren. Die Starcken unter den Erzählern holt sich das deutsche Publikum lieber aus Rußland und Frankreich, die Phantasievollen aus England. Der deutsche Literat aber hat in erster Linie seine lyrischen Pflichten zu erfüllen und im Detail seine Kunst zu zeigen. Das ist das traditionelle Poetentum, das deutsche Gauen bevölkert. Ein Unglück ist es freilich nicht,

»im Gegenteil, es wird auf diese Weise wirklich eine neue Seite der Welt erschlossen, in die sich auch der noch mit Vergnügen einlebt, der über dem Moos, trotz seiner Zierlichkeit, den Eich-

baum nicht vergißt, auf dem es wächst, und über dem Eichbaum nicht den Wald, zu dem er gehört. Schlimm ist nur, daß die Grenze leicht überschritten und das Maß verrückt wird und das geschieht immer, früher oder später. Weil das Moos sich viel ansehnlicher ausnimmt, wenn der Maler sich um den Baum nicht kümmert, und der Baum ganz anders hervortritt, wenn der Wald verschwindet, so entsteht ein allgemeiner Jubel, und Kräfte, die eben für das Kleinleben der Natur ausreichen und sich auch instinktiv die Aufgabe nicht höher stellen, werden weit über andere erhoben, die den Mückentanz schon darum nicht schildern, weil er neben dem Planetentanz gar nicht sichtbar ist.«

Diese Worte, mit denen im Jahre 1858 Friedrich Hebbel zu ähnlichen Verhältnissen Stellung nahm, gelten uneingeschränkt für unsere Tage.

Freilich nimmt die Nachwelt mit derben Strichen ihre Korrekturen vor und der Zensurstift der Kulturgeschichte ist erbarmungslos. Man lese einmal die literarischen Notizen, die in zurückliegenden Jahrgängen einer Revue enthalten sind. Welcher Lärm um Autoren und Werke, die prompt vergessen wurden! Herr N. ist ein Wunderkind für die Eltern, der große Mann für die Gattin gewesen, und das alles, weil er seinen Teil von der Überproduktion an Ruhm abbekam, und Herr N. ist zeitlebens so stolz und zufrieden gewesen wie die Frau jenes Weisen, die glaubt, ihre Lampe sei Gold, und in diesem Glauben selig lebte und verschied. Wer wollte so grausam sein, diesen idyllischen Zustand zu stören?

Zwei Dinge sprechen für ein Einschränken des modernen Ruhmesvertriebes. Einmal: daß Herr N. jemand besseren den Platz fortnehmen könnte, und ferner: das gut begründete, durchaus unanfechtbare Recht des Publikums, von Herrn N. nichts zu hören. Das scheint mir ein angebornes Recht von höchster Wichtigkeit, von der Existenz des Herrn N. nichts, aber gar nichts zu wissen. Und doch ist nur verboten, in menschliches Fleisch Fremdkörper, etwa Messer oder Bleikugeln einzutreiben. In menschliche Gehirne mit Hammerschlägen die Keile der Reklame zu pressen, ist derzeit gestattet.

Otto Soyka.

* * *

Die Liebe zum Staate.

Ich bin als Mensch auf die Welt gekommen, jetzt bin ich Staatsbeamter. Ich fühle, daß ich zu einer Klasse von merkwürdigen Wesen gehöre, die von der großen und schönen Welt deutlich geschieden sind. Mir ist, als befände ich mich auf einer Insel der Seligen, die vom Drange jeglicher Leidenschaft befreit, einer selbstgewählten Gottheit dienen.

Diese Gottheit ist der Staat.

Der Mensch hat sich seit der Erfindung des Staates immer Gedanken gemacht, was der Staat eigentlich sei. Die Alten hatten eine hohe Auffassung vom Staate, sie konnte sich aber — wie alles Hohe — nicht behaupten. Der Begriff des mittelalterlichen Polizeistaates wurde geboren, machte Karriere und wurde eine moralische Person mit allerhand schrecklichen Befugnissen, die im Busen des Bürgers zunächst Angst, dann Ehrfurcht und schließlich den staatserhaltenden Bedientensinn erzeugen.

Ich besitze diesen Bedientensinn, weil ich durch mehrere Eide mündlich und schriftlich dazu verpflichtet bin. Da ich außerdem in der Schule gelernt

habe, daß Eide zu halten sind, füge ich mich und glaube ohne Selbstüberhebung sagen zu können, daß ich ein guter, treuer Beamter bin, der seinen Herrn, den Staat liebt und für ihn nicht nur zu sterben, sondern auch zu leben bereit ist. Der Offizier ist bloß bereit für den Staat zu sterben. Aber er kann alt wie Methusalem und sogar Oberleutnant werden, ohne jemals in die Lage zu kommen, von seiner Bereitwilligkeit Gebrauch zu machen. Das kränkt ihn natürlich sehr. Denn die Eisenbraut wird im Laufe der Jahre zu einer dünnen, alten Jungfer, die, außer bei einer friedlichen Soldatenmißhandlung, ihr Leben keinen Mann erkannt hat. Der Zivilbeamte ist bereit für den Staat zu leben. Aber auch er kommt niemals in die Lage. Und auch ihn kränkt dies sehr.

Trotzdem bin ich ein guter Staatsbeamter. Ich liebe den Staat. Oder besser gesagt, ich möchte ihn lieben, wenn ich könnte. Ich kann es einzig und allein aus dem Grunde nicht, weil ich nicht weiß, was der Staat ist. Die alten und neuen Definitionen, die ich einst lernen mußte, habe ich längst vergessen. Es bleibt mir nichts übrig, als für meinen persönlichen Bedarf eine halbwegs anschauliche Vorstellung vom Staate zu gewinnen, eine Art begrifflichen Kleiderstockes, auf den ich dann all die schönen, warmen Gefühle aufhängen kann, die zu pflegen dem Bürger Pflicht und Freude ist.

Bei meinen redlichen Bestrebungen, meinen Brotherrn zu erkennen, bin ich von dem Satze Wilhelm Busch's ausgegangen: »Eines weiß man stets hienieden, nämlich wenn man unzufrieden«.

Also ich bin unzufrieden. Warum? Ich bin in den besten Jahren. Ich bin kräftig und arbeitsfreudig. Ich habe die allgemeinen menschlichen und vermöge meiner Bildung noch einige private Bedürfnisse. Das Mittel zur Bedürfnisbefriedigung ist das sogenannte Geld. Dieses fließt aus der Arbeit. Ich arbeite. Aber der Staat entlohnt mich nur zu einem Viertel mit Geld. Drei Viertel sind Ehre, die sich an Nährwert mit der Haut einer Knackwurst nicht vergleichen kann. Ich kann meine Gläubiger nicht mit der Ehrfurcht bezahlen, die ich dem Staate schuldig bin. So muß ich an jedem Zwanzigsten meine Uhr versetzen. So muß ich meine zerrissenen Schuhe mit Englischpflaster verkleben. So muß ich Fleischselchergehilfen, Ofensetzer, Kellner und Hausmeister beneiden. Und ich fühle mit Ingrim, wie die spitzen Stellen meines Skeletts sich gegen den lächerlichen Schwindel meiner weißgewaschenen Haut empören.

Ich führe also ein sogenanntes Hundeleben.

Nichts ist natürlicher, als nach den Ursachen dieser mein persönliches Wohlbefinden störenden Erscheinung zu forschen. Zunächst prüfe ich mich selbst. Ich finde bei aller Bescheidenheit, daß ich tüchtig arbeite und dem Staate ein schönes Stück Geld verdiene.

Behutsam fasse ich den Gedanken: Vielleicht liegt es am Staate. Mir wäre geholfen, wenn er mich besser bezahlen wollte. Warum tut er es nicht? Ich will zu ihm gehen und ihn bitten. Jeder Handlanger geht zu seinem Arbeitgeber, der Ladenschwengel zum Prinzipal, der Kontorist zum Chef, der Lehrling zum Meister: ich werde zum Staate gehen. Ich habe einmal gehört, daß sogar ein als gemeiner Ausbeuter verschrieener Chef namens Kohn seinen Bediensteten eine Aufbesserung gewährt hat.

Vertrauensvoll suche ich den Staat. Doch ich stoße auf ungeahnte Schwierigkeiten. Wo ist der Staat? Auf roten Lehnstühlen sitzen dicke Herren mit schwarzen Bärten. Sie heißen Hofräte und sind sehr mächtig. Aber sie sind nicht der Staat. Ihre Macht ist zu Ende, wenn es gilt, einem armen Teufel ein menschenwürdiges Dasein zu verschaffen.

Ich gehe von Hofrat zu Hofrat. Sie alle zucken die Achseln. Ich diene ja dem Staate, nicht den Hofräten. Zum Teufel also, zeigt mir den Staat! Man

deutet schielend nach oben. Oben sitzen andere Gestalten, die wieder nach unten deuten. Ich stehe da und suche meinen Herrn wie ein verlaufener Hund.

Wo ist der Staat?

Ein gestaltloses, dunkles Riesengebilde, das mit winzigen, wackelnden Köpfen und wippenden Achseln besät ist. Wo ich sie anbohre, diese wesenlose Masse, dieses starre System, das nie ein Sturm zerreißt, ich stoße auf ein kaltes, lebloses Nichts, einen wackelnden Hofratschädel. Der große Staat versteckt sich vor dem kleinen Bittenden. Das tat auch eine Zeitlang der obenerwähnte Kohn. Man nannte ihn einen schamlosen Ausbeuter.

Ich greife mir an den Kopf und denke nach, obwohl ich damit meine Kompetenz bedenklich überschreite. Ein geheimes Grauen erfaßt mich. Ich fühle mich einem unbekanntem, unheimlichen Wesen ausgeliefert. Ich kann es nicht sehen, nicht fassen, nicht begreifen. Aber ich fühle, es ist da. Es saugt an meiner Lebenskraft. Es ist grausam und eiskalt. Es scheint mir Wahnsinn, zu hoffen, daß aus dieser toten Masse jemals ein Funke wohlwollender Menschlichkeit auf mich niederleuchten könnte. Ich fange an mich zu fürchten, wie ein Kind, dem man vom schwarzen Mann erzählt hat. Der schwarze Mann, das ist der Staat. Er ist schwarz an Haupt und Gliedern. Ich möchte davonlaufen, bis an das Ende der Welt. Aber ich fühle, daß ich es nicht kann, daß ich gebunden bin.

Ich spinne mich ein in meine Grübeleien.

Es ist ein unbekannter Machthaber da, dem ich untertan bin. Viele andere sind ihm gleichfalls untertan. Warum lieben ihn alle? Warum lieben sie ein Gespenst, das uns haßt und uns weder leben noch sterben läßt? Sie beten an, sie tanzen wie Götzendiener um ihren Vitzliputzli und sie zeigen jeden bei der Polizei an, der nicht mittanzt.

Der Staat gleicht einem sehr sinnreichen, sehr komplizierten Mechanismus, vor dem ein Idiot steht. Wir sehen und betasten das, was uns zunächst liegt, aber wir sehen das Ganze nicht, das Ineinandergreifen der tausend Räder, Stangen und Zähne. Der Idiot hat keine Ahnung, daß man zugrunde geht, wenn man in die Maschine gerät. Es ist andererseits wieder gut, ein Idiot zu sein, dann fürchtet man die Gefahr nicht.

Der Vergleich ist gut, aber seine Umkehrung ist besser. Der Idiot ist der Staat, er ist ein Klumpen ohne jede Spur von Geist; und ihm ist der sinnreichste Organismus dieser Welt, der Mensch, in die plumpen Hände gegeben. Er weiß nicht, daß dies Spielzeug, welches er sinnlos zwischen den blöden Fäusten zermalmt, millionenmal mehr wiegt als sein lebloses Dasein.

Doch wie erkläre ich dann die hündische Ergebenheit der Menschen gegen den Staat?

Der Zufall ließ mich jüngst ein Symbol finden.

Das Volk feierte ein patriotisches Fest und gab seiner Begeisterung über das tausendjährige Bestehen des Staates durch Beleuchten der Fenster Ausdruck. Ich ging durch eine kleine Straße, wo nur arme Leute wohnten. Sie hatten ihre Fenster geschmückt, so gut es ging. Schwarz—gelbe Pyramiden trugen brennende Kerzen, die zitternd in die große Nacht hinausleuchteten. Ich betrachtete die Kerzen näher. Sie waren aus billigem Unschlitt und rochen übel. Die Pyramiden bestanden aus zwei Teilen. Als Umhüllung schwarzgelbes Papier. Darunter als fester Grund leere Bierflaschen, in deren Hals die Kerzen eingezwängt waren.

Dies, schien mir das Wesen der bürgerlichen Liebe zu offenbaren. Wenig und billiges Licht mit allerhand Nebengerüchen. Die schwarzgelbe Außen-

seite ist Papier, ein leicht entzündlicher Stoff. Dahinter aber als Grund und Zweck zugleich — Bier.

Bei noch näherer Betrachtung bemerkte ich außerdem, daß die Bierflaschen leer waren, leer wie die Köpfe und leer wie ihre Begeisterung.

Das Ergebnis meines Nachdenkens war also gleich Null. Wenn ich eigensinnig wäre, könnte ich behaupten, der Staat bestehe nicht. Und doch, er besteht. Die Schädlichkeit meiner Lebensführung läßt es mich täglich empfinden. Ich habe das dunkle Gefühl, daß mein Herr, der Staat, der Hüter der Moral, sich in seinen Handlungen einer bedenklichen Unmoralität schuldig macht.

Aber ich beherrsche dieses dunkle Gefühl, denn es ist nicht der Zweck dieser Betrachtung, der Liebe jener, die da lieben wollen, Eintrag zu tun. Mögen sie sterben, wenn sie lieben. Doch vom Herzen wünsche ich, sie mögen nie jenem verruchten Staatsdiener gleich werden, der von seinem Brotgeber sagte, wenn eine physische Person mit der Moral des Staates ausgestattet wäre, könnte mit diesem Individuum kein anständiger Mensch verkehren.

Ich verdamme diese Äußerung. Aber wenn ich ein König in unserem gesegneten Jahrhundert wäre, würde ich es nicht wagen zu behaupten: l'etat c'est moi. Denn mehr als die Unwahrheit dieser Worte würde mich das Bewußtsein schmerzen, mir selbst eine Ehrenkränkung zugefügt zu haben.

Bruno Wolfgang.

* * *

Glossen.

Das Abenteuer des deutschen Kaisers bringt jene Sommerepisode in Erinnerung, die zwar keine politische Sensation war, aber doch allenthalben peinlich berührte, und über welche unter der Spitzmarke »Kaiser Wilhelm und der Wiener« in der dem Wiener nahestehenden Presse berichtet wurde. Der Kaiser lernte auf seiner Sommerreise irrtümlich den Wiener kennen, er hatte ihn für den Sohn eines Generalkonsuls gehalten und sagte: »Nachdem ich dem Herrn schon einmal die Hand geschüttelt habe, müssen Sie mir ihn auch vorstellen«. Später war der Kaiser ausnahmsweise »äußerst gesprächig«. In welcher Sprache er mit dem Wiener sprach, wissen wir nicht. Die Wiener, die über die ganze Welt zerstreut sind, sprechen alle Sprachen. Aber wenn man dem Wiener glauben darf, war es die Sprache des Wieners. Denn der Kaiser fragte ihn, wie sich Weingartner in der Hofoper eingeführt habe und wie er »sich dort mache«. Sonst war der Bericht so geschickt abgefaßt, daß er zugleich der Individualität des Wieners und der des Kaisers Rechnung trug. Da der Kaiser nämlich die Besichtigung seiner Jacht den Passagieren des Vergnügungsdampfers freigestellt hatte, so machte die ganze Gesellschaft »selbstredend« von dieser Erlaubnis Gebrauch. Nachdem er aber speziell den Wunsch geäußert hatte, den Wiener kennen zu lernen, so geschah dies »selbstredend« sofort. Später dinierte der Wiener an der Seite des Kaisers. Es war ein großes Glück, wie es noch keinem Wiener passiert ist und in der Erinnerung der Wiener Jours noch lange fortleben wird. Der Wiener hätte selbstredend beim Diner nicht zu sprechen gewagt, aber selbstredend half ihm der Kaiser über die Verlegenheit hinweg.

* * *

Herr M. O. Saphir, das geistige Rinnsal des alten Wien, der Quell jener journalistischen Witzigkeit, die vom Mangel an Charakter lebt und den Kommi vor der Persönlichkeit auszeichnet, jener Geistesart, die die Verheerungen einer tiefen Witzarmut ohne Hemmung zeigt, Herr Saphir also wurde im letzten Sommer von seinen dankbaren Nachkommen in der Wiener Presse umständlich gefeiert. Dabei entschlüpfte einem diese Erinnerung:

»... Sich gefürchtet machen und dadurch einen Zwang der Abhängigkeit üben, das sagte dem Zuge seines innersten Wesens sogar mehr zu — während Bäuerle die ihm passendere mildere Tonart gewählt hatte, um denselben Zielen mit denselben Mitteln, auch dem des Abhängigmachens zuzustreben — und am meisten bekamen das natürlich die Theaterdirektionen und die Leiter sonstiger Vergnügungs— und Genußesstätten zu verspüren, weil ja diese das einzige Terrain waren, wo die 'öffentliche Meinung' des Vormärz etwas dreinzureden hatte. Die Direktoren des Theaters an der Wien und in der Leopoldstadt, der alte Pokorny und Carl, wußten ein Liedchen davon zu singen — jener gar. Denn ihm, der von einer naiven Generosität und Großzügigkeit in künstlerischen Dingen war — er richtete sich auch schließlich dadurch zugrunde — hatte Saphir seine besondere Gunst in einigermaßen bedenklicher Weise zugewendet. Er gab seine Vorlesungen Jahre hindurch ausschließlich im Theater an der Wien. Dabei mußte ihm nicht nur das Theater unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden, ohne daß ihm selbst die Kosten der Tagesregie, wie Beleuchtung, Orchester, Billeteure usw., angerechnet werden durften; auch mit Anforderungen in anderer Weise ließ sich Pokorny von ihm in Anspruch nehmen und es bildete sich daraus mit der Zeit, wie das schon zu geschehen pflegt, ein Gewohnheitsrecht, dessen geringste Außerachtlassung wie ein Vertragsbruch mit schwerer Ahndung bedroht war. So kam es dahin, daß Wien eines Tages von der Sensation überrascht wurde, Saphir halte seine nächste Vorlesung nicht mehr an der Wien, sondern in der Leopoldstadt. Und wie bis dahin das Theater an der Wien auf Kosten des Konkurrenten an der Donau über den grünen Klee gelobt worden war, so geschah jetzt das Umgekehrte, in so exzessiver, leidenschaftlich feindseliger und herausfordernder Weise, daß der gemißhandelte Direktor, eine stille, bis zum Übermaß friedfertige Natur, aus sich selbst herausfuhr und in einer öffentlichen Erklärung sein ganzes Verhältnis zu Saphir und die Ursachen der nunmehrigen, ihm an die persönliche Ehre greifenden Anfeindung unumwunden und rückhaltlos darlegte ...«

Ähnliche Vorfälle sind heutigen Tages natürlich nicht mehr möglich. Denn kein Theaterdirektor würde es wagen, den ihm vor die Brust gehaltenen Revolver wegzustoßen und etwa der Residenz eine Geschichte zu erzählen, wie man Librettist wird. Die Reaktion des enthüllten Rezensenten wäre mindestens ebenso »leidenschaftlich« wie die des Herrn Saphir. Die Empörung der gekränkten Gewinnsucht, die in diesen Kreisen noch immer Leidenschaft genannt wird, böte sich aber in einer Weise dar, hinter der die kleinkalibrigen Verhältnisse der Saphir—Zeit weit zurückbleiben, und der Theaterdirektor hätte den Korpsgeist eines anerkannten Standes herausgefordert. Immerhin ist die Pietät der Nachkommen begreiflich. Herr Saphir war der Erfinder des Systems, das die Theaterwelt in Kontribution setzt. Er war der Urgroßparasit,

von dem die Enkel bewundernd erzählen, daß es ihm gelungen sei, zur Mitwirkung an seinen schäßigen Deklamationsabenden eine Haizinger, eine Retlich, eine Louise Neumann zu pressen: heutzutage muß einer mit der Niese vorliebnehmen. Aber solche Erinnerungen sind sicherlich lesenswert. Wir erfahren wenigstens, wie verschweint das Geistesleben selbst dazumal schon dank dem journalistischen Einfluß war. Die Beliebtheit dieses Herrn Saphir, dessen Einfälle ein Aufstoßen und dessen Poesie Schnackerl waren, kannte keine Grenze. Wie ein loser Falter flatterte der Urschmock auf den Altwiener Festen von Blume zu Blume, ließ sein Farbenschmalz bewundern, Frauengunst hob ihn empor und Regierungen gaben ihm die Ehre, ihn fallen zu lassen. Er revolvete zwischen Wien, Berlin und München, bespide das Privatleben der Sängereinnen und bewahrte eine kritische Autorität gegen den stärksten Geist, den Österreich je erlebt hat, gegen einen Nestroy. Das Publikum schwankte nicht einen Augenblick, welcher Art von Witz es den Vorzug geben sollte. Den Nestroy verstand es nur, als er einmal auf seinem Rock statt der Knöpfe die kleiner gewordenen Kaisersemmeln angebracht hatte. Herrn Saphir verstand es immer. Er legte dem Wiener Publikum keine Gedanken in den Weg und störte es durch keine Gesinnung.

* * *

Da der Festzug über die Ringstraße gehen sollte, war es eine der bangeren Sorgen des Komitees, ob nicht der Kopf mit dem Ende karambolieren würde. Die Mittel, über welche das Komitee damals verfügte — Leichtsinn und Loyalität — gestatteten die Erwägung, durch eine Verlängerung der Ringstraße den räumlichen Ansprüchen des Festzuges gerecht zu werden. Unbegreiflicherweise ließ man dieses Projekt, das die Schulden des Komitees um ein Unbeträchtliches vermehrt hätte, wieder fallen und begnügte sich mit der Heranziehung schon vorhandener Straßenlinien. Aber jetzt erfährt die Öffentlichkeit, daß zu den Stationen, die der Festzug beziehen mußte, um nicht vor dem Abgang der letzten Gruppen ans Ziel zu gelangen, auch der Platz vor dem Justizpalast gehört hat. In der allgemeinen Begeisterung blieb dieser praktische Einfall des Komitees bis jetzt ungewürdigt. Aber in Wahrheit steht ein wesentlicher Teil des Festzuges noch heute vor dem Justizgebäude und wartet vergebens auf die Möglichkeit, von der Stelle zu rücken. Man benützt die Gelegenheit, um von der benachbarten Instanz den Wert der Waffen, der Kostüme und der Loyalität abschätzen zu lassen. Die Lieferanten bestehen darauf. Sind sie es doch, denen durch die Veranstaltung geholfen werden sollte und denen zuliebe sich der Kaiser schließlich die Geduld abtrotzen ließ, das Spektakel anzusehen. Bis zu welchen Differenzen zwischen Patriotismus und Zahlungsfähigkeit sich aber all der Glanz herabgelassen hat, beweist eine Anekdote, die durch die Zeitungen geht:

»... Zu den Verpflichtungen des Festzugskomitees gehört eine Schuldpost von 37 Kronen für Schabstroh, das ein Leopoldstädter Fouragehändler lieferte, der bis heute keine Zahlung erhielt. Die Geschichte dieses Strohkauzes ist bemerkenswert. Die für die Tiroler bestimmten Praterbaracken des Roten Kreuzes wurden im letzten Momente an die Frauen und Kinder des Festzuges vergeben. Am Vortag des Festzuges wurde nun dem Vorsitzenden des Andreas—Hofer—Denkmalkomitees, Gemeinderat A., die Ankunft einer großen Zahl von Tirolern, auch Frauen, mitgeteilt. Alle diese Personen sollten in Zelten in der Krieau nächtigen. Herr A. eilte

zum Bürgermeister und erzwang sich trotz des Widerstandes des Ratsdieners den Eintritt. Dr. Lueger gestattete, daß das alte Leopoldstädter Gemeindehaus den Tirolern als Nachtquartier eingeräumt werde. In aller Eile fanden dort die Vorbereitungen statt. Inzwischen hatte man die Frauen der Gruppe in einem Stellwagen nach dem allgemeinen Frauenlager, in die Baracken des Roten Kreuzes befördert. Um 9 Uhr abends kam der Stellwagen mit allen Frauen wieder zurück. Die Baracken waren bereits überfüllt und kein Platz für die Tirolerinnen mehr aufzutreiben gewesen. Um $\frac{1}{4}$ 10 Uhr abends gelang es Herrn A., zur Unterbringung seiner Landsleute einen Restaurationssaal in der Leopoldstadt ausfindig zu machen. Vom Händler N. wurden 40 Schab Stroh geholt, und Herr A. legte in Gemeinschaft mit einem städtischen Straßenarbeiter selbst Hand an, um das Stroh mit Leintüchern zu überziehen. Um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr nachts konnten endlich die müden Tiroler Bäuerinnen den Saal beziehen, in dem sie auf dem Boden schliefen, der bloß mit Stroh bedeckt war. Das Stroh ist jedoch bis jetzt noch nicht bezahlt ... «

Nun entsteht für die Patrioten die Frage, wie man die Kosten des Festzugs hereinbringen solle. Die Frage, wie man den Festzug veranstalte, war gewiß wichtiger. Aber da sie mit Erfolg gelöst wurde, erscheint es immerhin notwendig, auch der anderen näherzutreten. Das Komitee hat den Ausweg, gefunden, Staat und Gemeinde mit der Bitte anzugehen, seine Schulden zu übernehmen. Fürwahr, kein übler Ausweg, und er mußte vor allem den Akteuren des Festzugs probabel scheinen, den millionenreichen Aristokraten, denen man doch nicht zumuten konnte, das Vergnügen, in der Rüstung ihrer Ahnherren an einem Sommertag auf der Ringstraße zu spazieren, extra zu bezahlen. Das hätte man ihnen früher sagen müssen. Es wurde aber nicht auf Teilung gehuldigt, und so kann auch keine Rede davon sein, daß sie das Defizit tragen. Darum wird nichts anderes übrig bleiben, als das Publikum zu bemühen. Ein Theater ist verkracht, weil keine Leute hineingegangen sind, und darum müssen diese zahlen. Hätten sie damals gezahlt, müßten sie es jetzt nicht tun. Es ist eine Form, die Wiener nachträglich zur Beteiligung am Festzug heranzuziehen. Freilich eine Form, die zwar die Schulden tilgt, aber die Schuldpost des Skandals offen läßt. Und wer geduldig seine Steuern an Staat und Gemeinde entrichtet wird, wiewohl er weiß, daß er damit das Gelüste einiger Ordensstreber sühnen muß, wird zu einer fürchterlichen Entdeckung helfen: Das Schabstroh in den Gehirnen ist auch noch nicht bezahlt!

* * *

Nach einem Spielerprozeß: Die Könige lagen unten; die Buben sind obenauf.

Karl Kraus.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jaboda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3.**